

Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Der Karlsberg.

Ein kultur-geschichtlicher Roman in vier Abtheilungen von Ernst Pasqué.

(Fortsetzung.)

„Dieser Gedanke haunnt meine Unbehaglichkeit und all' die schwarzen Bilder, welche mich bis heran verfolgt und nicht wenig geängstigt haben,“ fügte Constance noch hinzu.

Die Conversation war bis jetzt französisch geführt worden. Nun rief der Herzog plötzlich, sich an die ihn begleitenden Jäger wendend:

„Hoho! wo sind die beiden Prinzen? — Vor mir her ritten sie nicht, sie hätten es weder gewagt noch zu Wege gebracht; bei dem Herrn von Scharfeneck sah ich sie ebenfalls nicht. — Wo sind sie, wer hat sie gesehen?“

Die Kavaliere und Jäger schwiegen, weil sie die Frage nicht beantworten konnten. Nur des braunen Destner's Auge leuchtete verschmilt auf, und an ihn wandte sich jetzt der Herzog, direct und befehlend:

„Du weißt, wo sie geblieben sind, heraus mit der Sprachel!“

„Die beiden Prinzen sind der Jagd nicht gefolgt,“ entgegnete Destner in einer Weise, als ob er mehr und genau wüßte, wo die Vermissten hingekommen.

„Unmöglich!“ brauste der Herzog auf. „Ich ließ sie zur Jagd befehlen, und sie hüten sich wohl, ungehorsam zu sein. In Homburg sah ich sie und dann auch noch bei Sanddorf, vor dem Lanciren des Hirsches. Aus welchem Grunde sind sie uns nicht weiter gefolgt?“

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht, letztere Frage wage ich nicht zu beantworten, wohl aber glaube ich zu wissen, wann und wo sie sich von der Jagd abgekehrt und wohin sie sich gewendet.“

„Rede, Destner, ich befehle es Dir.“

„Nachdem der Hirsch aus seinem Stand gesprengt, die Jagd begonnen, Euer Durchlaucht dem Wilde folgten, da blieben die Prinzen — und einer der Herren Kavaliere zurück.“

„Wer war es?“ fragte jetzt der Herzog mit finster zusammengezogenen Brauen.

„Herr von Eisebeck.“

„Ah! hätte mir es denken können. Der Schleicher ist immer um sie. Weiter!“

„Alle Drei wandten ihre Pferde und ritten die kahle Höhe, nach Homburg zu, hinan. Dort werden sie wohl noch immer weilen, das Ende der Jagd abwarten und dann sich Euer Durchlaucht wieder anschließen wollen.“

„Ich will es ihnen nicht rathen!“ knirschte der Herzog sichtlich ergrimmt zwischen den Zähnen. Plötzlich warf er den Kopf empor, blickte den Jäger mit finsterem Drohen an und rief: „Doch wer birgt mir dafür, daß Du die Wahrheit gesprochen? Da Du Alles so genau weißt, bist Du wohl selbst mit in dem Komplott?“

„Durchlaucht!“ flüchtete Destner bestürzt, die Hand, als Zeichen einer Ergebenheit bis zum Tode, auf die Brust legend.

„Er hat recht gesehen und wahr gesprochen, Durchlaucht,“ sagte nun schüchtern einer der jungen Grafen von Forbach. „Auch ich sah die drei Herren die Höhe hinanreiten, später schaute ich mich mehrere Male nach ihnen um, bemerkte sie auch dort und wie Einer von ihnen die Pferde hielt. Sie werden gewiß noch immer dort weilen, weil ihnen die Jagd kein Vergnügen machte.“

„Haha!“ höhnte der Herzog. „Welch' ein anderes, besseres Vergnügen können sie dort oben finden, wo es weder Strauch noch Baum giebt? Ich werde es ihnen gedenken, sie schon fühlen lassen, wenn sie wieder zu uns zurückkehren. — Ich danke Dir übrigens, Destner, und bin überzeugt, daß Du es nur gut gemeint hast, indem Du Dich so angelegentlich nach ihnen umschauest. — Doch, hallo! der Hirsch

ist relancirt, die Jagd hat sich gewendet und geht dem Königsbruch zu. En avant! Tayau!"

Und „Tayau! Tayau!“ klang es fröhlich in der Umgebung des Fürsten, der sein Pferd mit echter Waidmannslust wieder in raschen Trab gesetzt hatte, dann dem Jagdgetöse, dem Hörnerklang und dem Gebell der Meute entgegensprengte, die seitwärts in der Ferne, doch immer näher laut geworden. Auch die Gräfin gab ihrem Renner die Sporen und versuchte diesmal sich so nahe als möglich an der Seite des Mannes zu halten, der ihrem Leben so theuer sein mußte und es ihrem Herzen wohl auch in Wahrheit war.

Alle Uebrigen folgten dem hohen Paare, auch der Jäger Destner, dieser nicht, ohne sich einige Mal recht unbehaglich umzusehen. Hatte er doch durch seine Mittheilung, wenn auch seinem Gebieter sich gefällig erzeigt, eine andere sehr wichtige Person denuncirt, was gar schlimme Folgen für den Aufschlauen haben konnte, wenn er nicht im Stande war, solchem durch eine Dienstleistung entgegengesetzter Art zuvorzukommen.

Eine Gelegenheit hierzu würde er schon finden, meinte er, sich beruhigend, und rascher, als er wohl hoffen durfte, sollte sie ihm werden.

Schon weit über eine Stunde hatte die Jagd gebauert und der starke Hirsch mußte wohl ganz ermüdet, dem Verenden nahe sein. Er war plötzlich auf seiner Fährte zurückgegangen, seitwärts in das Glanthal ausgebogen und dann in ein Dickicht entkommen, wo die Meute seine Spur verloren hatte. Doch nicht lange sollte die Ruhe des armen, so grausam gequälten edlen Wildes dauern. Kaum hatte es sich, zu Tode ermattet, niedergegan, als auch schon in der Ferne die Hunde wider anschlügen. Eine kleine Welle dauerte die Suche, dann hatte die Meute die richtige Spur gefunden und matt that der Hirsch sich auf, noch einmal versuchend, seinen grausamen, unerbittlichen Verfolgern zu entfliehen.

„Tayau! Tayau!“ riefen jubelnd die Jäger, als das Wild wieder sichtbar geworden und mit weit geringerer Schnelligkeit denn früher dahinschoß. Jetzt knickte es zusammen, doch schon im nächsten Augenblick schnellte es wieder empor und setzte seine Flucht fort. Nun ließ Herr von Scharfeneck den „Fürstentruß“ blasen, um dem Herzog zu künden, daß die Jagd ihrem Ende sich neige, ihn, den Jagdherrn, herbeizurufen, damit er dem Wilde sein Recht, den Fang, gebe. Der Herzog hatte den Ruf vernommen und war ihm, so schnell es nur sein Renner vermocht, gefolgt.

Der todtmatte Hirsch hatte sich in einen weiten, jungen Holzschlag geflüchtet, ein ziemlich coupirtes Terrain, der Königsbruch geheißen, für das arme Wild wie für die Pferde der Jäger gleich unbequem.

Noch einige wenige Sätze, eine letzte verzweifelte Anstrengung, und der Hirsch brach zusammen. Weit hing ihm der mit Schweiß bedeckte Lecker aus dem Geäß und die Rüstern dehnten und schlossen sich zuckend in seiner Todesnoth. Es war vorbei mit all' seiner Kraft und das Ende des edlen Wildes da.

Von allen Seiten nahten sich Hunde, die Jäger, und nun auch der Herzog mit den Seinen. Der Ort, wo der Hirsch zusammengebrochen, wurde nun in weitem Bogen von den Jägern, welche kaum die zahllose heulende Meute im Zaum zu halten vermochten, umstellt. Auf ein Zeichen des Herrn Oberjägermeisters begannen die Hornbläser ihr lustig schallendes Halali, fast in dem Augenblick, als der Herzog

mit der Frau Gräfin und den beiden Grafen in den weiten Kreis eintritt.

Ueber dem jungen, grünen Gestrüpp ragte das mächtige Geweih weit hervor, das Lager des zu Tode gehehten Hirsches bezeichnend.

Der wichtigste Augenblick der Jagd war gekommen, der Jagdherr hatte dem Wilde den Fang zu geben, dann sollte Curée gemacht werden. Die Augen von mehr als hundert Personen waren auf das Opfer gerichtet, das, wie bereits verendet, in seinem letzten grünen Lager hingestreckt lag.

Der Herzog lag mit einer zufriedenen Miene, einem Sieger gleich, vom Pferde. Doch bevor er den Hirschfänger zog, schritt der Herr Oberjägermeister, eigenhändig eine Koppel kaum zu regierender Hunde führend, auf das edle Wild zu, um zu erproben, ob dasselbe in der That vollständig kampfunfähig sei. Hätte der Hirsch nur noch einen Rest von Kraft besessen, er würde seine Feinde, die ihm mit fletschenden Zähnen, grimmen Wuthgeheul und blutgierigen Augen fast bis auf den Leib rückten, angenommen, sich ihnen entgegengestellt haben. Doch er blieb unbeweglich liegen, nur seine Flanken hoben sich zuckend in seiner Todesnoth, während seine Leuchter bereits wie von einem Schleier bedeckt erschienen.

Jetzt trat Herr von Scharfeneck auf den Fürsten zu, mit einer Verbeugung ihn gleichsam zu dem letzten Act der Jagd einladend. Die Hunde wurden von den Jägern mit Gewalt zurückgezerrt und das Zeichen zum Fang ertönte. Lauter schmetterten die Hörner ihr helles Halali, die Jäger in der Runde lösteten ihre Waidmesser — zogen sie einige Zoll lang aus der Scheide — und mit blankem Hirschfänger schritt der fürstliche Jagdherr festen Schrittes auf den waidrecht gesagten Hirsch zu, ihm nach allen Regeln der edlen Jägerkunst den Fang zu geben.

Von ihrem schlanken Renner sah die Gräfin von Forbach diesem Schauspiel zu, doch nicht das gehoffte Vergnügen empfand sie dabei, sondern eine tödtliche Beklemmung, die sie überfiel und ihr fast das Herz abbrückte. Sie wollte rufen, den Herzog auffordern, von seinem Beginnen abzustehen, dem Oberjägermeister das blutige Amt zu überlassen, doch keinen Laut vermochte sie von sich zu geben, die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Plötzlich entrang sich ein greller Aufschrei ihrem Munde. Der Herzog war bei dem Wilde angekommen, als dies ganz unerwartet eine Bewegung machte. Das mächtige Gehörn hob sich, mit einem letzten Aufwand seiner Kräfte that der Hirsch sich auf und wendete sich seinem Gegner zu.

Der Angstschrei, den die Gräfin ausgestoßen, wurde jetzt in der weiten Runde hundertfach laut, und noch ehe einer der Jäger dem Herzog hatte zu Hilfe springen können, war das Entsetzliche geschehen. Der todtwunde, vor Schmerz wüthende Hirsch hatte den Kopf gesenkt, nur einen Satz gemacht und den unglücklichen Herzog Christian mit seinem Geweih durchbohrt, gespießt, dann mit aufgerissenem Leibe zu Boden geworfen.

Ein markdurchbringender Schrei des Unglücklichen wurde hörbar, gellend übertönte er die Schreie der Jäger. Mit einem grellen Miston verstummte die lustige Fanfare und zugleich sank die Gräfin ohnmächtig von ihrem Pferde zu Boden, wo einige Jäger sich mitleidig um sie beschäftigten.

Ein Augenblick unbeschreiblicher Verwirrung folgte. Kavaliere und Jäger, die beiden jungen Grafen sprangen von ihren Pferden und eilten auf den in seinem Blute an

der Erde liegenden Herzog zu. Die Meute, von ihren Händigern nicht mehr zurückzuhalten, warf sich nun mit Wuthgeheul auf das Wild, das im folgenden Augenblick, zu Boden gezerrt, von ihren scharfen Zähnen buchstäblich in Stücke gerissen wurde.

In einem dichten Knäuel drängte sich Alles schreiend und wehklagend um den tödtlich Verletzten und das Wild. Auf dem unebenen Waldboden wogte die Menschenmasse, die zahllose Meute her und hin, und es bedurfte größter, energischster Anstrengung des Herrn Oberjägermeisters, um den unglücklichen Fürsten in dem wilden Gewirre von Menschen und Thieren vor neuem Unheil zu schützen.

Nur einer der Jäger hatte Geistesgegenwart genug gehabt, um sich nicht an dem kopflosen Tumult zu betheiligen, sondern an das, was nun folgen würde und ihm als das Zunächstliegende erschien, zu denken. Es war der braune Reinhold Destner. Er sprang nicht von seinem Pferde, sondern wandte das Thier und sprengte unbemerkt davon, in der Richtung nach Sanddorf und jener fahlen Höhe zu, wo er den Mann wußte, der von nun an sein Herr und der des ganzen Landes sein würde.

Wie er sein Ziel erreicht, haben wir im vorigen Kapitel gesehen.

Herrn von Scharfeneck war es endlich gelungen, den zu Tode getroffenen Herzog an freier Stelle auf den grünen Waldboden zu betten, auch in etwas die Ruhe ringsum herzustellen. Die Pferde und Hunde wurden auf seinen Befehl von den Jägern gekoppelt und abseits geführt. Andere schickte der Oberjägermeister ab, Priester und Arzt von Homburg zu holen, zugleich nach den Prinzen Karl und Max zu forschen, ihnen das entsetzliche Unglück mitzutheilen und sie herbeizurufen.

Das Lamentiren, Schreien und Wehklagen der Kavaliers und Jäger war nach und nach verstummt, auch die Meute war ruhiger geworden, dafür das entsetzliche Stöhnen des Verwundeten, das wehe Weinen und Schluchzen der Frau Gräfin von Forbach und ihrer beiden Söhne hörbar geworden, welche jetzt bei dem Sterbenden knieten. Die Frau Gräfin war nach ihrem Fall von dem Pferde bald wieder zu sich gekommen, dann auf den unglücklichen Herzog zugeeilt, doch hier überkam sie beim Anblick der furchtbaren Wunde eine neue Ohnmacht, der zu entreißen die beiden armen Jünglinge sich weinend bemühten.

Einen wahrhaft entsetzlichen Anblick bot der Körper des Herzogs dar. Der Leib war aufgerissen und aus der klaffenden Bauchhöhle drangen die blutenden, zerrissenen Eingeweide hervor. Mit dem Noth eines Jägers war die nimmer zu heilende Wunde von dem Herrn Oberjägermeister bedeckt worden, der Ruhe genug behielt, die Schläfe des Herzogs, die blutlosen Lippen mit Wein zu benetzen, um den vor Schmerz Besinnungslosen vor seinem Sterben, das unvermeidlich war, wieder in etwas in's Leben zurückzurufen. Doch der Herzog stöhnte nur leise und jammervoll, seine Augen waren wohl halb geöffnet, doch todtmatt die verschleierte Blicke, die auf Keinem der Seinigen haften blieben. Die Gräfin kniete neben dem Sterbenden, hielt den Kopf in ihren Händen und beugte sich, unfähig zu reden, auf die bleichen Wangen des Unglücklichen nieder. Die beiden jungen Grafen hatten sich zur Erde geworfen, weinten, klagten und beteten. Ihr Jammern um den Vater war herzzerreißend.

Da brachten Jäger lautlos eine Bahre herbei, welche der Oberjägermeister aus rohen Baumstäben zu zimmern befohlen. Auf diese sollte der tödtlich Verwundete gebettet werden, doch es war ein vergeblicher Versuch, eine Unmöglichkeit. Man mußte der furchtbaren Wunde halber davon absehen und den unglücklichen Fürsten in seinem Blute an der Erde liegen lassen, bis Hilfe käme oder — der Tod ihn von seinen qualvollen Leiden erlöste.

Eine lange Weile, wohl eine halbe Stunde war also in unsäglichem Weh und Klagen, mit ohnmächtigen Versuchen, wenn auch nicht zu retten, doch dem Unglücklichen Linderung zu verschaffen, vergangen, da wurden in der Ferne die Hufschläge von Pferden auf dem Waldboden hörbar, und in rascher Eile kamen die Reiter näher. Als ob der Verwundete ihre Nähe geahnt, sie erkannt, nur auf ihr Kommen gewartet, um ein Lebenszeichen von sich zu geben, schlug er jetzt die Augen vollends auf und ein matter, doch sprechender Blick traf die Dame, welche er zu seiner Gattin erhob, dann die beiden jungen Herren, seine Söhne. Sein Arm machte einen Versuch, letztere zu umfassen, und laut weinend bargen die Grafen ihr Antlitz an der Brust des Vaters, während die Gräfin die Hand des Sterbenden an ihre Lippen preßte und mit heißen Thränen benetzte.

In diesem Augenblick erschienen in dem Bruch die Reiter, es waren ihrer vier, die beiden Prinzen Karl und Max, Herr von Esbeck und der Jäger Destner.

Alle vier stiegen von ihren schaumbedeckten Pferden und die beiden Prinzen näherten sich rasch ihrem unglücklichen Oheim.

Prinz Max war tief erschüttert. Weinend warf er sich neben seine jungen Vettern auf die Kniee, ergriff die Hand des Herzogs und küßte sie mit inniger Liebe und tiefer Mühnung. Prinz Karl jedoch blieb vor dem Ohm stehen, sein Antlitz war finster und zeigte weder Schrecken noch Mitleid.

Nur ihn schien das Auge des Sterbenden zu suchen. Stumm, doch ehrerbietig wichen die Umstehenden vor dem Prinzen, der schon im nächsten Augenblick ihr Herr und Gebieter sein konnte, zurück, und jetzt vermochte der Herzog seinem Neffen in das Gesicht zu schauen. Mit einem bangen Seufzer zog eine neue fahle Blässe über seine vor Schmerz verzerrten Züge. Noch einige Male hob sich die Brust, als ob sie Kraft zu einer letzten Anstrengung gewinnen wollte, dann wandte er den Blick von dem finsternen Prinzen ab, nach seinen Söhnen hin, und stöhnte, abgerissen, während mit jedem Wort neue Blutwellen seinem Munde entströmten:

„Meine Kinder — sei ihnen ein — gütiger Freund und — Berather! — der Herr dort oben —“

Mehr vermochte er nicht zu sagen, die letzten Worte gingen in einem entsetzlichen Stöhnen unter. Noch einmal zuckte der Körper auf, dann sank der Kopf kraftlos zurück. Die Augen brachen und Herzog Christian war todt.

Eine tiefe Stille trat ein, nur unterbrochen von dem lauten Jammern und Wehklagen der Frau und ihrer nunmehr verwaisenen Söhne. Tief erschüttert standen die Kavaliers und Jäger in der Runde, Aller Häupter hatten sich entblößt, die Hände unwillkürlich zum Gebet gefaltet, das wohl auch mancher Mund in der Stille sprach für den auf so furchtbare Weise aus dem Leben Geschiedenen. War er ihnen und dem Lande doch stets ein guter und gerechter Herr und Gebieter gewesen.

Da ertönte plötzlich eine laute, schneidende Stimme; einem großen Miston gleich, fuhr sie durch die feierliche Stille, diese störend und beendend. Es war Prinz Karl, nummehr Herzog Karl der Zweite von Zweibrücken, welcher unbekümmert um den Todten in befehlender Weise sprach:

„Schafft die herzogliche Leiche in das Homburger Schloß, morgen werde ich das Nöthige zu ihrer Beisetzung anordnen. Ihr, Frau — Gräfin von Forbach, werdet Euch mit Euren Söhnen ebenfalls dorthin begeben und meine weiteren Befehle erwarten. Ihr Anderen kehrt dann nach Zweibrücken, wohin ich reiten werde, zurück. — Herr von Esbeck, Destner, Ihr folgt mir!“

Damit hatte der neue Herzog sein Pferd bestiegen, das der Jäger Destner gehalten und ihm vorgeführt. Ohne sich nur noch einmal nach der Leiche seines Ohms umzusehen, sprengte er davon, von den Weiden gefolgt, welche ihre Siegesfreude über die ihnen gewordene hochbedeutsame Auszeichnung auf ihren Gesichtern kaum zu verbergen vermochten.

Da erhob sich Prinz Max und zog die beiden Grafen zu sich empor, schloß sie in seine Arme und flüsterte den Weinenden zu:

„Laßt mich Euer Bruder sein, Ihr Armen! Euch will ich mit Liebe vergelten, was der Geschiedene, der auch mir ein Vater gewesen, an mir gethan!“

Wäre der Schmerz der beiden jungen Leute nicht so gewaltig gewesen, diese aus einem wahrhaft guten Herzen kommenden Worte hätten sie in ihrem Unglück trösten, aufrichten müssen. Sie vermochten nur die Hände des edlen Prinzen zu drücken, dann eilten sie auf die Mutter zu, welche ihrer Hilfe, ihres Trostes mehr denn je bedürftig war.

Eine Welle später bewegte sich der Trauerzug mit der Leiche des Herzogs langsam durch die Bruchwiesen in der Richtung nach Homburg zu. Wie anders war die Rückkehr von der unseligen Jagd als der fröhliche Auszug am Morgen! Keine schallenden Hörner, keine freudig blickenden Gesichter. Stumme Trauer, wahre, doch wohl auch erheuchelte, kündeten die Züge der Kavaliere und der Jäger. Nur Einer, der am Morgen mit bitterem Grimm und Haß im Herzen, mit finsternem Blick dem Jagdzug gefolgt, ritt jetzt mit hoch emporgehobenem Haupte, mit strahlendem Antlitz heim — vorerst jedoch einem verlockenden Abenteuer entgegen.

„Er wird kommen!“ hatte sich Jana, die Zigeunerin, gesagt und sich nicht getäuscht, denn ihr, die ihm sein Glück verkündet, aalt der erste Ritt des neuen Herzogs von Zweibrücken.

Sechstes Kapitel.

In den Ruinen.

„Wah, Hengesich, Gallando! kommt Alle, Alle herbei und hört!“

So rief die Zigeunerin Jana, als sie nach ihrem Abenteuer mit dem Prinzen wieder bei ihrer Lagerstätte in den Ruinen der alten Abtei angelangt war. Inmitten der Trümmer stand sie hochaufgerichtet, glühenden Antlitzes, blickenden Auges und ließ mit ihrer vollen Stimme den befehlenden Ruf ertönen.

In den Ruinen regte es sich, an allen Orten tauchten

braune Gesichter, zerlumppte Gestalten auf: Männer, Weiber, Kinder, und Alle näherten sich hastig, doch unterwürfig, Jana, die einer Königin gleich unter dem braunen Volk dastand und es stolz überschaute. Es mochten etwa sechzig Personen sein, alt und jung, Weiber von abschreckender Häßlichkeit, deren Blößen nur elende Fäden deckten, halbnackte Mädchen und Knaben, Kinder, deren einzige Bekleidung der Schmutz war, der an ihren mageren Gliedern haftete. Doch auch anziehende Gestalten gab es unter ihnen, junge Weiber mit schönen, regelmäßigen Zügen, feurigen Augen und mit einer phantastischen Koketterie geschmückt, besonders aber Männer mit kräftigem Gliederbau, deren Gesichter, von den langen, schwarzen Haarsträhnen eingerahmt, von einer wilden, charakteristischen Schönheit waren. Unter ihnen zeichnete sich besonders Einer aus von wahrhaft riesiger Gestalt, der auch mit mehr Sorgfalt gekleidet oder vielmehr in einen zerfetzten Mantel drapirt war, wie seine übrigen Stammesgenossen. Es war derselbe Zigeuner, der schon am Morgen bei der Ankunft des abtrünnigen Destner sich in den Ruinen gezeigt und den Jana Gallando genannt hatte.

Erwartungsvoll, hier mit gieriger Freude, dort mit kriechender Demuth, blickte die Horde zu Jana auf, die ihre Blicke über die Ihrigen schweifen, auf jedem Gesichte haften ließ und dann mit stolzer, wilder Erregtheit sprach:

„Unsere Stunde ist gekommen, was uns verheißt, wird in Erfüllung gehen! Nicht mehr brauchen wir zu wandern von dem kalten Norden bis zu dem Lande, wo die Sonne glüht und der Christ den Christen verflucht; nicht mehr werden wir gejagt, gehezt von einem Ort zum andern, nicht mehr mit Füßen getreten von Herren und Knechten, wie Hunde und gefährliche Bestien; nicht mehr brauchen wir uns zu nähren von dem Raub Derer, die im Grunde noch elender sind als wir, nicht mehr zu betteln bei Jenen, die wir verachten und verfluchen: unsere Stunde ist gekommen, die Verheißung wird sich erfüllen, wir werden eine Heimath, ein Reich und unsere Sklaven haben! Hier in dem Lande bleiben wir, drüben, in dem großen Walde, wird man uns Wohnstätten, bunt und reich, errichten und Alles in der Runde, was Wald und Feld, Hof und Haus birgt und erzeugt, wird unser sein. Das elende Volk, das wir hassen und verachten, muß uns dienen, für uns arbeiten, und wir dürfen es nun mit Füßen treten, denn der Herr dieses Landes, der das Volk beherrscht, ihr Fürst und Herzog, ist der Sklave Eurer Soborana geworden!“

Ein wildes, wüstes Geschrei erhob sich nach diesen Worten. Die zerlumppte Horde geberdete sich wie besessen. Die Männer stürzten Jana zu Füßen, küßten den Saum ihres Rockes, die Weiber umtanzten sie in einem wilden Reigen, dabei in ihrer fremden Sprache singend und jubelnd, daß es gellend die gebrochenen Mauern durchhallte. Die nackte Kindereschar, welche den Inhalt der Rede nicht begriffen, wohl aber, daß er Freudiges verkündet, wälzte sich schreiend auf dem Boden zwischen den Füßen der Größeren umher, die Gliedmaßen verrenkend, leisend, freischend, lachend und johlend, bald nur einen einzigen Knäuel bildend, der endlich auch die größeren Knaben und Mädchen zum Fallen brachte. Es war, als ob eine ganze Hölle brauner Teufel, groß und klein, losgelassen worden, die sich nun in wildem Rausch ihrer satanischen Lust überließen.

Nur Einer von der Bande nahm keinen Theil an der zügellosen Lust, es war der braune Niese Gallando. Unbe-

weglich stand er da und wendete sein Auge nicht von Jana ab. Doch keine Freude kündeten die Blicke, welche unbeweglich auf der stolzen, braunen Schönheit hafteten; ein tiefer Ernst lag in ihnen und eine Resignation, die sich auch in der Haltung der mächtigen Gestalt ausdrückte.

„Hinweg, Alle!“ rief Jana nun mit einem zornigen Ausdruck ihrer weithintönenden Stimme. „In Eure Verstecke, und Keiner wagt es, sich blicken zu lassen, bis ich rufe! — Keiner! merkt es Euch. Hinweg, und Ruhe! — Du, Gallando, bleibst, für Dich habe ich Arbeit.“

Das wüste Geschrei verstummte wie auf einen Zauberschlag, nur wenige Augenblicke, und der Platz war gesäubert, frei. Nach allen Richtungen war die Bande zerstoßen und in den Trümmern verschwunden. Nur eine alte Zigeunerin, Uscha, die Mutter, welche ein Mädchen, die kleine Hanoscha, auf ihren knöchernen Armen hielt, und Gallando waren bei Jana zurückgeblieben.

Ohne sich um Uscha, um ihr Kind, das der Mutter vergebens die Händchen entgegenstreckte, zu kümmern, sprach Jana kurz und befehlend zu dem riesigen Zigeuner:

„Du gehst in's Thal hinab, Gallando, und dort, wo der Weg von unserem Berge auf die große Straße führt, wartest Du. Ein Reiter wird kommen, in reichem Jagdkleide, von der Straße biegt er ab, um auf den Berg zu reiten. Ihn sprichst Du an und geleitest ihn zu mir, zu Jana, der Zigeunerin.“

„Ich werde thun — nach Deinem Willen, Jana,“ antwortete der Zigeuner, ohne den Blick von dem jungen, schönen Weibe abzuwenden. Doch widerstrebend kamen die Worte hervor, wenn auch nichts in seinen Zügen verrieth, was in seinem Innern wohl vorgehen mochte. Nun wandte er rasch den Kopf, daß die langen Haare sich flatternd bewegten, und schritt hastig dem Ausgange der Ruinen zu, hinter denen er, ohne sich noch einmal umzuschauen, verschwand.

Jana war mit ihrer Mutter und dem Kinde, ihrer kleinen Hanoscha, allein.

„Komm!“ sagte sie und schritt auf einen Theil der Ruinen, einen Thurmrest, zu, dessen Inneres noch erhalten sein mußte, denn eine Thür war vorhanden. Diese öffnete Jana und betrat, von der alten Uscha gefolgt, einen Raum, der ihr zur Wohnung diente und welcher den besterhaltenen der ganzen Dertlichkeit bildete.

Es war ein großes, viereckiges Gelaß, von einem Kreuzgewölbe gedeckt. In einer der Seitenmauern befand sich der Ausgang zu einer Treppe, die früher wohl in die oberen Theile des Thurmes geführt haben mochte, nun aber zu einer Art Vorrathskammer geworden war. Was dieser eigenthümliche Raum enthielt, war nicht zu erkennen, da er von Lumpen und Tüchern bedeckt wurde. In dem Gelaß selbst befand sich ein niederes Lager, von rohen Bretern hergestellt, doch mit weichen Betten hoch aufgefüllt. Ein Sitz und ein hölzerner Tisch, die ehemals wohl in einer Bauernstube gestanden haben mochten, vervollständigten die Ausstattung der Wohnung der braunen Zigeuerkönigin. An der Wand, bei dem Tische, war eine hellpolirte Metallplatte befestigt, die Stelle eines Spiegels vertretend, und auf dem Tische lagen, unter bunten Lappen und Lumpen verborgen, mehrere Gegenstände, die in einer solchen Zigeuerhöhle Befremden erregen durften, dies jedoch nicht, wenn man bedenken wollte, daß die Bewohnerin des Raumes ein Weib,

ein, wenn auch braunes, doch schönes und in ihrer wilden Weise auch kokettes Weib war. Es waren Blicsen mit Salben, Bürsten und Kämmen, die ursprünglich an ganz andern Orten und andern Personen gebient haben mochten.

„Hilf' mir mein Zimmer und mein Lager schmücken, Uscha,“ sprach Jana zu der Mutter, „denn Er wird kommen und ich will ihn vor dem Hahenschrei nicht von mir lassen.“

Dabei schritt sie auf die Vorrathskammer zu.

Die Alte hatte das kleine Mädchen auf den Steinboden niedergelegt. Als Antwort auf die Aufforderung Jana's deutete sie nun auf das Kind und sagte leise mit einem unheimlichen, grinsenden Lächeln:

„Was soll mit dem Kinde geschehen? Hanoscha kann doch nicht bei Dir bleiben, wenn — Jener kommt, der heute wohl nicht zum ersten und letzten Male kommen wird.“

Jana zuckte zusammen, ihr Blick verfinsterte sich und, ohne sich umzuwenden, dabei in den Lumpen wühlend, welche die Gegenstände der Nische bedeckten, erwiderte sie:

„Schaffe mir das Kind fort, ich will es nicht mehr sehen.“

„Du meinst doch nicht etwa — —?“

„Mache mit ihm, was Du willst, mir gleichviel,“ brauste die junge Zigeunerin mit einer wilden Energie auf; „nur befreie mich von ihm, daß es mir nicht mehr im Wege ist. Ich muß frei — ganz frei sein, soll ich vollbringen, was ich mir vorgenommen, zum Heil unseres Volkes und zu meinem eigenen.“

„Gut! ich will nach Deinen Worten thun, wie der arme Gallando — hihi!“ lachte die Alte, „den Du auserkoren, Dir Deinen neuen Schatz zuzuführen.“

Jana entgegnete anfänglich nichts, dann aber, als die Alte noch immer zu zögern oder nachzusinnen schien, rief sie mit zorniger Ungebuld:

„Geh, Uscha! Ich werde die Arbeit hier allein besorgen. Geh, und komme mir nicht wieder mit dem Kinde. Dafür bringe Wein, einen großen Krug von dem süßen, feurigen aus Hispanien.“

Uscha hatte das Kind wieder auf den Arm genommen.

„Komm, Hanoscha!“ schmeichelte sie grinsend dem kleinen Mädchen, „komm' zu der alten Madre, sollst es gut haben bei ihr.“

Dann wandte sie sich nochmals zu Jana und flüsterte dieser zu:

„Soll ich Hanoscha etwa dem Destner übergeben?“

„Eher dem Tode, Unsinnige! Damit er mich mein ganzes Leben lang in Händen halten und quälen kann?! Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich frei sein muß, frei sein will? Hiernach handle — und rasch, denn die Zeit drängt.“

„Madre,“ rief das Kind in diesem Augenblick und streckte zappelnd die Händchen nach Jana aus.

Ein wilder Fluch wurde laut und das Gesicht der jungen Zigeunerin verzerrte sich in einer Weise, daß selbst die Alte darüber einen Schrecken empfinden mußte, denn sie entfernte sich rasch mit dem Kinde, im Abgehen noch hastig murmelnd:

„Beruhige Dich, Jana, sollst nie mehr etwas von Deiner Hanoscha hören.“

Dabei war sie dem Raum enteilt, dessen Thür sie hinter sich schloß.

Jana hatte ohne Aufhören in den Gegenständen gewühlt, welche in der Maueröffnung aufgehäuft lagen. Die Lumpen

waren entfernt worden und mehrere große in Lächer gehüllte Päckchen zum Vorschein gekommen. Die Zigeunerin löste die Stricke, und Stücke buntes Zeug, Teppiche, die ehemals ungewöhnlich prächtig gewesen sein mußten, rollten sich entfaltend auf den Boden. Es waren die Schätze des Stammes, welche die Horbe auf ihren Zügen theils mit sich führte, theils auch an gewissen Sammel- und Ruheplätzen, wozu die Ruinen gehörten, an sicherer Stelle aufbewahrte. Eine Generation hatte das Vorhandene der andern überwacht, auch Neues, Kostbares, wie und wo es zu erlangen gewesen, hinzugefügt. Bei gewissen feierlichen Gelegenheiten dienten die Gegenstände, und der jedesmalige Anführer der Bande hatte sie in seiner Obhut und Benutzung.

Ueber das Lager breitete Jana einen großen Teppich mit golddurchwirkten seltsamen Mustern, der, wenn er frisch gewesen, das Zimmer eines Fürsten geziert haben würde, einen ähnlichen breitete sie auf dem Tische aus. Den Boden bedeckte sie mit bunten schillernden Zeugstücken und wußte es so geschickt einzurichten, daß die einzelnen Stücke zu einander zu passen schienen. Einem andern Päckchen entnahm sie zwei schwere silberne Gefäße von eigenthümlicher, fremdartiger Form. Allerlei Wurzel- und Räucherwerk legte sie hinein und stellte das eine zu Häupten des Lagers, das andere auf den Teppich des Tisches. Ein großer silberner Becher und einige Schüsseln von gleichem kostbarem Metall vervollständigten dessen Ausstattung. Nun eilte Jana hinaus und kehrte nach einer Weile mit einem Korb zurück, der Früchte mancherlei Art, Brod und eine Menge frischer grüner Zweige enthielt. Die Früchte legte sie, mit Blättern geschmückt, auf einen der Teller, auf den andern das Brod und ein zweischneidiges Dolchmesser von seltener Arbeit mit kostbarem eisernem Griff. Dann begann sie einzelne Stellen der Wände mit den Zweigen zu zieren.

Als Alles gethan, musterte sie mit zufriedenen Blicken den Raum, der sich nunmehr in überraschender phantastischer Weise geschmückt fand.

„Das wäre geschehen, nun will ich an mich denken,“ sagte das schöne üppige Weib mit selbstgefälligem Lächeln und begann ihr glänzend schwarzes Haar zu glätten und zu salben. Ihre Kleidung vertauschte sie mit einer leichteren, die ihre Reize noch sichtbarer hervortreten ließ, schürzte die bunte Schärpe wieder um ihre Hüften, ordnete den originellen Schmuck ihres Halses, der tief auf die entblößte Brust niederfiel und betrachtete sich dann in dem blitzenden Metallspiegel, der ihr verführerisches Bild nur zu deutlich wiedergab.

„Er mag kommen!“ flüsterte sie nach einer Weile in heiserem Ton. „Jana ist bereit ihn nach Gebühr zu empfangen.“ —

Homburg in einem weiten Bogen umreitend, hatte Herzog Karl mit seinen beiden Begleitern die Zweibrückerstraße erreicht, und während der Trauerzug mit der Leiche des verunglückten Fürsten sich langsam obengenanntem Städtchen näherte, war der neue Landesherr bei dem Dorfe Schwarzenbach angelangt. Auf der Höhe befanden sich die Ruinen der Abtei, welche die Zigeunerin ihm als ihr Heim bezeichnet hatte: das Ziel seines ersten Ritters als gebietender Herzog. Nicht weit von dieser Stelle, in einer waldigen Seitenschlucht des Bliesthals, bei dem „guten Brunn“, lag das Schloßchen Louisensthal, welches der frühere Herzog Gustav Samuel, wie der früher genannte Louisenhof, seiner zweiten Gemahlin zu Ehren hatte errichten lassen. Dorthin befahl Herzog Karl

dem Herrn von Eisebeck und dem Jäger Reinhold Destner, zu reiten und seiner zu harren. Dann lenkte er vom Wege ab und suchte, die Abhänge prüfend, einen Weg, der ihn hinauf auf die Höhe führen könne.

Herr von Eisebeck hatte mit einer devoten Neigung des Hauptes den unerwarteten Befehl entgegengenommen, doch Destner erbleichte, als er nach den Worten des Herzogs sah, wie dieser den Versuch machte die Höhe zu gewinnen. Er gedachte der Anwesenheit Jana's bei seinem nunmehrigen Herrn, vor wenigen Stunden, drüben auf der kahlen Höhe; er wußte daß die verführerische braune Schönheit dort oben in den Ruinen weilte, und ein grimmer Schmerz durchjuckte ihn. Die Rippen, welche ein Zittern überkam, mußte er fest aufeinanderpressen. Doch faßte er sich rasch und ein jeder Gedanke durchfuhr sein Hirn. Dem Herzog wollte er sich als Führer anbieten, dann war er doch in dessen Nähe und erfuhr was dort oben, in jenem Bereich, dem er immer noch angehörte, vorgehen sollte. Herr von Eisebeck hatte bereits sein Pferd in Gang gesetzt und schaute sich nun erstaunt nach dem Jäger um, der dem erhaltenen Befehl zuwider, ihm nicht folgte, sondern noch immer auf derselben Stelle hielt und mit weitauferissenen Augen seinem Herrn nachblickte, welcher langsam und suchend die Höhe umritt.

Schon wollte Destner sein Pferd in Bewegung setzen, um dem Herzog nachzureiten, als er plötzlich abermals zusammenfuhr und unbeweglich auf eine Stelle des grünen Abhangs starrte, wo der Suchende nun angekommen war. Aus dem Gestrüpp war eine hohe Gestalt in einem zerfetzten dunklen Mantel getreten, die Destner sofort erkannt hatte. Es war Gallondo, der Zigeuner, der vor dem Herzog den breiten Hut zog und sich ernst verbeugte. Ein grimmer Fluch entfuhr dem Munde des Jägers, dann murmelte er zwischen den Zähnen:

„Alles ist nur zu gut vorbereitet! ich habe heute früh wohl dabei mitgeholfen und werde dafür zum Dank — betrogen. Verdammt! Doch Geduld, du braune Satanshege! auch meine Zeit ist gekommen und wir wollen sehen, wer sie am besten zu nützen, sein Glück am längsten zu halten versteht.“

Damit sprengte er davon, dem Herrn von Eisebeck nach, den er bald erreichte und wohl auch über sein sonderbares Benehmen genügend aufzuklären verstand.

Der zerlumpte riesige Zigeuner mit dem braunen ernsten Gesicht, hatte sich dem anfänglich stutzenden Herzog genähert, dann, den zerknitterten Schlapphut in der Hand, in unterwürfiger Weise gesagt:

„Im Falle Ihr Jana, die Soberana der Heimathlosen sucht, so folgt mir. Mich hat sie gesandt, Euch zu ihr zu geleiten.“

„Voran denn, brauner Burschel!“ herrschte der Herzog dem Zigeuner zu, „führe mich! Und der Strick Deinem Halse, wenn Du mich zu betrügen versuchst!“

Ohne ein Wort zu erwidern wandte Gallondo seine Schritte, und ihm folgend ritt Herzog Karl langsam die Höhe hinan.

Die Trümmer der Abtei waren erreicht. Auf die Thür der Thurmruine deutend, sprach der Zigeuner, gelassen wie früher:

„Dort tretet ein, Herr, und Ihr werdet die finden, welche Ihr sucht und Euch erwartet. Gebt mir Euer Pferd, daß ich es hüten bis zu Eurer Heimkehr.“

Der Herzog sprang vom Pferde, dessen Zügel er dem Zigeuner ohne ein Wort der Erwiderung zuwarf, dann eilte er mit raschen Schritten auf den bezeichneten Eingang zu.

Noch hatte er den Fuß nicht auf die Schwelle gesetzt, als die Thüre aufschlug und dem Ankömmling einen Blick in das Innere der Thurnruine gestattete.

Ueberrascht, geblendet fuhr der Herzog zurück und ein Ruf freudigen Staumens entrang sich unwillkürlich seinem Munde. Der Anblick, der ihm so plötzlich geworden, war auch in der That geeignet die höchste Verwunderung zu erregen; was er sah war fremdartig und berauschend, daß er glaubte, ein Märchen zu erleben.

Der gewölbte Raum, der seine Halle nur durch den Eingang erhielt, war von einem milden, rothgen Licht und mit einem süßen Wohlgeruch erfüllt, wie ihn die Sinne des Herzogs noch nie empfunden. Die bunten Teppiche des Lagers, des Bodens, schimmerten in Farben, wie er sie nimmer in solchem buntem Glanz zu sehen gewöhnt. Zu Häupten des Lagers und auf dem Tische brannten in silbernen Geschirren von seltsamer Form die hellen Feuer, welche den duftenden Wohlgeruch und das rothige Licht verbreiteten, das selbst den grünen Blättern und Zweigen, womit die Wände sich geschmückt fanden, einen leichten rothgoldenen Schimmer verlieh. Und inmitten des zauberhaften Lichtglanzes stand Jana, die Zigeunerin, in leichte Gewänder gehüllt und phantastisch geschmückt, einer Fee, doch einer dämonisch-schönen ähnlich.

Ihr Feuerauge leuchtete dem Herzog verführerisch entgegen und ihre rothen schwellenden Lippen öffneten sich zu einem Gruß, wie er an diesem Orte nur gegeben und empfangen werden konnte: sinnberückend, beglückend!

Mächtig schlug das Herz des Fürsten, dessen Blut wie glühendes Feuer durch die Adern zu rollen begann. Auch sein Auge strahlte Liebe und Verlangen, und sich nicht mehr haltend, stürzte er auf das üppige, verlockend schöne Weib zu, preßte es leidenschaftlich in seine Arme und küßte rüchhaltslos die Lippen, welche ihm dargereicht wurden und seine Küsse mit berauschender Glut erwiderten.

Das war der Empfang, der Willkommen, den die Herrin der Heimathlosen dem Fürsten bot; das war der Bund, den Gewalt mit der Sünde schloß.

Das Ungeheuerliche was ihm entsprochen sollte, wird uns die Zukunft enthüllen.

Siebentes Kapitel.

Der Traum des Knaben.

Nördlich von dem halbverfallenen Louisenhof, der zu der Dümmler'schen Försterwohnung gehörte, erhob sich eine bewaldete Kuppe, welche wohl den höchsten Theil der oft bezeichneten Bergkette bildete. Die Höhe war von alten Bäumen bestanden, und hier, in der Krone einer Buche hatte der Sohn des Försters, Henry, für heute seinen Ausblick aufgeschlagen. Hier saß er, nachdem der Vater die Wohnung verlassen, und harrete mit gerötheten Wangen der Ankunft des herzoglichen Jagdzeuges, der endlich langsam von Homburg her sich näherte. Weit in der Runde vermochte das Auge des Knaben zu

schweifen; vor ihm lag der kahle langgestreckte Bergrücken, darüber hinaus sah er rechts die Bruchwiesen, links die Homburger Ebene und weiterhin die Wälder, die mächtigen Bergkuppen jenseits des Glanthals, welche das Bild abschlossen. Der Knabe kannte die Gegend, die Höhen und Wälder, welche ihm Heimath waren, genau, er hatte sich einen vortrefflichen Beobachtungsposten gewählt, denn nichts konnte seinem scharfen Blick entgehen. Verlor sich die Jagd nicht allzu sehr in der Ferne der Wiesen, bog sie nicht seitwärts in die Wälder und Thäler aus, so mußte er, wie den Beginn des seltenen weibmännischen Schauspiels, auch dessen Ende sich mit ansehen können.

Der bunte Jagdzug gelangte endlich in seine Nähe, weit öffnete Henry die Augen und starrte überrascht, bewundernd das Niegesehene an. Andere Jagden hatte der Knabe schon kennen gelernt, doch eine Jagd zu Pferde, wobei die Jäger, bis zu den Hundeknechten herab so prächtig gekleidet, wo ihre Anzahl, noch weniger die der Hunde, kaum zu zählen, war ihm fremd geblieben. Er hätte sich dies Alles nicht träumen können und hielt es jetzt noch, nachdem seine Augen es sahen, für ein Märchen, wie ihm daheim die Mutter sie an stillen Winterabenden erzählte.

Die Begrüßung des Herrn Herzogs durch den Vater am Eingang des Reviers, dann das Lanciren des Hirsches vermochte Henry zu sehen und wie dann Jäger und Hunde unter schallendem Hörnerklang dem flüchtigen Hirsche folgten. Jetzt verschwand die Jagd seinen Blicken und plötzlich auf den Bruchwiesen sich in ihrer ganzen weibmännischen Pracht vor ihm zu entfalten. Doch immer weiter ging es, der mächtige Hirsch voran, dann die Meute und die Jäger, bis endlich Alles in der duftigen Ferne verschwand und nur das Geheul der Hunde, das Tönen der Hörner in Pausen und immer schwächer, zu ihm herüberhallte.

Athenlos war der Knabe dem seltenen prächtigen Schauspieler gefolgt, das wie ein Traum ihm leider nur zu rasch vorübergeflogen, jetzt wurde ihm ein anderes. Die Blicke auf seine nächste Umgebung richtend, bemerkte er plötzlich zu seiner größten Ueberraschung, auf einer kahlen Kuppe, nicht weit von seinem lustigen Standorte, drei prächtig gekleidete Jäger und wie einer von ihnen die Pferde herumsührte, dann an einen Baum festkoppelte. Dieser entfernte sich schließlich, ging die Höhe hinab und nach Sanddorf zu, während nun eine Frau hinter den Steinen und auf die beiden andern Jäger zutrat, deren Anblick dem Knaben einen lauten Ruf des freudigsten Staumens entlockte. Das war — das mußte die Fee des Märchens sein, welches er soeben erlebt oder geträumt hatte, denn eine solche schöne, so bunt und prächtig gekleidete Frau hatte er nimmer gesehen. Trotz der Entfernung konnte sein scharfer Blick ihre Züge unterscheiden, die blizenden Augen, das schwarze flatternde Haar mit der rothen und goldenen Zier, die in schillernden Farben schimmernde Schärpe, welche sich um ihre Hüfte wand. Seine Augen vermochte der Knabe nicht von der fremden schönen Frau abzuwenden, und das Blut fühlte er in seine Wangen treten. Was er nun sah dünkte ihm fast noch schöner als die Jagd. Warum? er mußte es selber sich nicht zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Handelshaus.

Eine Erzählung von F. Ewald.

(Fortsetzung.)

„Sie können nicht? Man kann viel mehr, als man selbst glaubt. Ich habe Sie seit dem Tage geliebt, wo ich Sie draußen auf der Fabrik sah; ich habe mir selbst gelobt, daß Sie mein werden sollten und Sie sollen die Meine werden. Derzeit war ich arm, ein Verstoßener, den jeder mit Füßen treten zu können glaubte; aber ich vergesse nichts. Wenn ich hasse, so hasse ich gründlich, und jeder, der mich beleidigt hat, soll es mir mit theuren Zinsen bezahlen. Das Einzige, was Werth hat, ist Geld. Wenn man das hat, kann man die Welt auslachen. Früh und spät habe ich spekulirt und gearbeitet, um mir ein Vermögen zu erwerben; nun habe ich es, ich bin ein reicher Mann. Nun will ich aber auch den Reichthum genießen, aber nicht wie diese Dummköpfe, die sich aufreiben und zu leben vergessen. Nein, ich will leben und das Leben bis zur Hefe genießen. Den, der mir in den Weg kommt, zermalme ich, selbst das ist Wollust. Meine Frau müssen Sie werden, und selbst, wenn Sie es in diesem Augenblick für unmöglich ansehen, so wird doch die Zeit kommen, wo Sie mich selbst darum ansehen werden.“

„Niemals“, sagte sie und wandte sich mit Abscheu von ihm. „Niemals!“

„Ich sage es Ihnen im Voraus“, fuhr er fort, „bedenken Sie sich wohl, ehe Sie eine Bestimmung treffen; die Zeit kann kommen, wo die Bedingungen strenger werden. — Vielleicht fühlen Sie in diesem Augenblick nichts für mich, aber das kenne ich, wenn Sie erst meine Frau geworden sind und sich an die neuen Verhältnisse gewöhnt haben, so kommt das Uebrige von selbst. — Bedenken Sie sich nicht zu lange“, fügte er hinzu, indem er sich an ihre Seite setzte und ihre Hand ergriff, „ich liebe diese Hand und die, welche sie besitzt, und mein muß sie werden.“

Friederike hatte ein Gefühl, als ob eine Schlange sie berühre und indem sie sich von ihm losriß, eilte sie davon, ohne daran zu denken, wohin.

Ihr Gang und ihre verstörten Mienen zogen die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich, ohne daß sie selbst darauf achtete; sie eilte weiter und hemmte ihre Schritte erst draußen auf der langen Linie, wo sie sich auf eine der Bänke niederließ und in leidenschaftliches Weinen ausbrach.

Nun wollte der Zufall, daß Carstensen gerade um dieselbe Zeit draußen war. Nach seiner Unterredung mit Frank war er bedeutend aus dem Gleichgewicht gekommen, aber auf seiner Wanderung längs dem Wasser hatte er sich nach und nach wieder gesammelt; dann und wann blieb er stehen und sah durch ein Fernrohr nach den Schiffen draußen, dann wandte er sich wieder gegen das Land und ging die lange Linie entlang. Bald gewahrte er Friederike und eilte ihr zu.

„Um Gottes Willen, mein Fräulein, was ist passiert, ist ein Unglück geschehen?“

„Ach Gott, was soll ich thun!“ war Alles, was sie sagen konnte.

„Ist etwas zu Hause vorgefallen?“

„Nein, das nicht, das nicht.“

„Hat Sie denn Jemand beleidigt?“

„Ja“, sagte sie, „es ist Jemand, der mich auf eine so gemeine und abscheuliche Weise beleidigt hat, daß ich das nie für möglich gehalten hätte.“

„Wer denn?“ rief Carstensen mit Donnerstimme und seine Fäuste ballten sich.

„Fragen Sie mich nicht, ich kann es Ihnen nicht sagen,“ entgegnete sie schluchzend.

„Wie Sie wollen, mein Fräulein, wie Sie wollen,“ murmelte Carstensen grimmig. „Aber hier können Sie nicht sitzen bleiben, das geht nicht an, wäre es nicht am Besten, wenn wir ein wenig herumgingen, bis Sie sich gefaßt haben?“

Sie erhob sich und faßte ihn unter den Arm, mit der andern Hand hielt sie ihr Taschentuch vor's Gesicht und so gingen sie weiter.

Der alte Steuermann hatte sich nie so stolz gefühlt, als an diesem Tage, wo er mit Friederike Frank am Arme ging und er nährte unwillkürlich den unbestimmten Wunsch, daß sich irgend etwas Furchterliches ereignen möge, damit er Gelegenheit erhalten könne, seinen Muth zu zeigen; aber da die Dinge fortfuhren ihren gewöhnlichen Gang zu gehen, hielt er sich ruhig bis sie sich gefaßt hatte.

„Wollen Sie mir versprechen, dieses Tages niemals gegen Jemanden erwähnen?“ sagte sie.

„Das verspreche ich Ihnen.“

„Nicht einmal gegen Laura?“

„Nicht einmal gegen Laura, obschon ich glaube, daß es nicht aus dem Wege sein würde, wenn Sie mir ein kleines Signal gäben, so soll es doch auf Sie selbst ankommen und glauben Sie, daß es am Besten sei, stille zu schweigen, so sagen Sie kein Wort. Ich verhalte mich ganz ruhig, bis Sie selbst sprechen. Und sollten Sie einer Handreichung bedürfen, so wissen Sie —“

„Ich weiß es“, sagte sie und sah ihn lächelnd an, „und ich danke Ihnen, mein alter Freund! Gott gebe, daß ich einmal Gelegenheit erhalte, Ihnen zu zeigen, wie dankbar ich bin.“

Er wollte eine kräftige Gegenrede thun, sie unterbrach ihn aber: „Lassen Sie uns für heute hier scheiden; es drängt mich jetzt, allein zu sein.“

Auf dem Nachhausewege durchging der Steuermann eine große Anzahl von Möglichkeiten, um herauszubringen, wer das Mädchen beleidigt haben könnte.

Als er zu Hause ankam, eilte ihm Laura voll Spannung entgegen.

„Triffst Du ihn, Vater?“ fragte sie. „Danke er Dir für Deine Freundlichkeit?“

„Das kann ich gerade nicht sagen,“ entgegnete Carstensen ausweichend; „er bedurfte keines Geldes, siehst Du, und daraus schließe ich, daß er nicht so schlimm darin sitzt; es ist nur ein blinder Rärm gewesen.“

„Gott gebe, es wäre so; sahst Du auch das Fräulein?“

„Ja, ich begegnete ihr auf der Straße.“

„Läßt sie mich nicht grüßen? Mir dünkt, Du bist heute so wortfarg. Erzählte sie nicht etwas?“

„Nichts besonderes“, sagte er und hatte nothwendig mit dem Stopfen seiner Pfeife zu thun. „Ich kann nicht sagen, daß sie etwas von besonderer Wichtigkeit erzählte, sonst würde ich es wohl erinnern.“

Laura schüttelte verwundert das Köpfchen; sie konnte aus ihrem Vater nicht klug werden. So viele Mühe sie sich aber auch gab, ihm zum Sprechen zu bringen — es war vergeblich und sie mußte endlich darauf verzichten.

Neuntes Kapitel.

Endlich kam die Katastrophe. Frank fallirte, das alte Handlungshaus lag in Ruinen. Es war das eine Begebenheit, die unendliches Aufsehen machte. An und für sich enthielt dieselbe reichen Stoff für Geschwätz und da sie gerade zu einer Zeit eintraf, die sonst arm an Ereignissen war, wurde sie mit Begierde aufgegriffen und mit großer Sorgfalt verhandelt.

Es gab natürlich Manche, die das längst vorausgesehen und oft und häufig gesagt hatten, daß es geschehen würde. Obwohl Niemand sich erinnern konnte, so Etwas gesagt zu haben, that man doch keinen Einspruch, weil es theils überflüssig gewesen wäre, theils das Zusammenhalten und die Eintracht gestört haben würde, die sich zwischen denen finden, welche die Zerstörung mit Schadenfreude betrachten.

Friederike wußte, daß sie nach dem Unglück, das ihren Vater betroffen, arbeiten müsse, um zu leben, aber das sah sie für kein Unglück an. Ihrer selbst wegen war sie ruhig, aber wie ihr armer Vater existiren würde, das war ihr ein Räthsel, über dessen Lösung sie nicht einmal ordentlich nachdenken durfte.

Frank selbst schien ganz schlaff geworden zu sein. Sobald er seine Masse übergeben hatte, sank er zusammen und kümmerte sich um nichts mehr. Die Männer, welche die Behandlung der Masse übernommen hatten, kamen bald zu dem Resultate, daß die Fabrik sich nicht bezahlen könne und stellen daher den Betrieb derselben ein. Die Gebäude, Geräthschaften und Vorräthe wurden verkauft, natürlich mit großem Verlust und Adam wurde nach Kopenhagen berufen, um bei der Aufmachung der Bücher und den Geschäften zu helfen, welche noch in Betrieb erhalten wurden, damit der Verlust nicht allzugroß werde. Für Frank und seine Tochter wurde eine kleine Wohnung auf Desterbron gemiethet, wo der alte, bald siebenzigjährige Mann lebte, als ob die ganze Sache ihn schlechterdings nicht angehe.

Friederike sprach niemals mit ihm über seine Affairen; sie wußte aus Erfahrung gar zu gut, wie fruchtlos das sein würde, zumal unter den jetzigen Umständen. Sobald sie hinausgezogen waren, suchte sie einige kleine Mädchen zum Unterrichts zu erhalten, welches ihr auch über alle Erwartung glückte. Ob nun die Leute ihr trauriges Schicksal kannten und Mitleid mit ihr hatten, oder ob sie dieselben durch ihre persönliche Lebenswürdigkeit einnahm, gewiß ist, daß sie in kurzer Zeit mehr Anerbietungen erhielt, als sie annehmen konnte. Die Einnahme war allerdings verschwindend klein, selbst im Verhältniß zu dem, was ihre kleine Haushaltung

erforderte, aber für den Augenblick mußte sie sich damit begnügen. Außerdem brachte ihr Adam wöchentlich eine Summe Geld, welche, wie er sagte, von der Masse ausgezahlt wurde und für ihren Unterhalt hinreichend war.

Der Herbst und der Winter vergingen und erst gegen das Frühjahr hin war man so weit gekommen, daß die Masse abgeschlossen werden konnte. Es hatte den Anschein, daß die Aktiva und Passiva einander einigermaßen decken würden, hieß es.

Es würde auf einem reinen Zufall beruhen, wenn eine Kleinigkeit übrig bleiben sollte, in jedem Falle konnte es nicht viel sein und würde namentlich davon abhängen, wie hoch Wohnhaus und Lager in Kopenhagen bei der Auktion weggehen würden.

Das alte Haus war nicht wieder zu erkennen. Fremde hatten darin herumgestört, jeden Winkel und jeden Raum durchsucht, tagirt und numerirt und endlich war Auktion über das Mobiliar gehalten worden, so daß die Zimmer nun leer standen, Fußböden und Wände trugen deutliche Spuren des begehrliehen Hausens, der darin gewirthschaftet.

Einige Tage vorher, ehe der endliche Verkauf des Hauses selbst stattfinden sollte, stand es gewisse Stunden am Tage zum Besehen für Liebhaber offen, in welcher Veranlassung es dort täglich von Leuten wimmelte, die meistens aus Neugierde kamen, und Adam, der die Aufgabe hatte, das schaulustige Publikum zu befriedigen, hatte jeden Tag genug zu thun.

Am Tage vor der Auktion erblickte er in einiger Entfernung einen Mann, dessen merkwürdige Kleidung Aller Augen auf sich zog, aber, da in demselben Augenblick einige Personen mit ihm redeten, verlor er ihn wieder aus dem Gesicht. Wie groß wurde indeß seine Verwunderung, als dieser Mann ihm bald darauf in einen andern Zimmer begegnete und er den vormaligen Commis Nyström erkannte.

Dieser Ehrenmann trug beständig seine große Perrücke und hatte an diesem Tage einen Anzug von großem Stoff angelegt, welches, in Verbindung mit einem hochrothen Halstuche, ihm das Aussehen eines lächerlichen, dummen und eitlen Narren gab.

„Sie haben wohl nicht erwartet, mich hier zu finden“, sagte er, indem er einen fremden Accent annahm, um damit seine ausländischen Gewohnheiten anzudeuten und Adam sofort auf den rechten Standpunkt zu stellen.

Ohne sich selbst Rechenschaft davon geben zu können, fühlte Adam einen starken Widerwillen bei seinem Anblick und antwortete ihm nicht. Nyström fühlte sich hierdurch verletzt und mußte ihm auf eine oder die andere Weise sein Mißbehagen empfinden lassen.

„Sind Sie hier, um das Publikum umherzuführen?“ fragte er ihn in einem überlegenen Tone.

Adam bejahte es.

„So führen Sie mich, ich werde vielleicht Käufer.“

„So!“ sagte Adam verwundert und konnte sich nicht enthalten, vor sich hinzulächeln; er fand sich jedoch veranlaßt, auf seine Aeußerung hin ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen.

„Wo sind Sie gewesen, seit Sie die Fabrik verließen?“

Nyström sah sich verwundert um, als ob er sich einer Sache erinnern wolle, die weit in der Zeit zurücklag. „Ja so,“ sagte er endlich; „ich entsinne mich, das war damals — ich hatte es beinahe vergessen. — Sehen Sie, jetzt wohne ich in London und treibe ein großes Geschäft“, fügte er mit an-

genommener Gleichgültigkeit hinzu, als ob dieß etwas sei, wozu er geboren wäre und was selbstverständlich sei.

Adam, welcher seinen Worten nicht viel Glauben zu schenken schien, fragte, was er für Geschäfte treibe.

„Reist Diskontogeschäfte“, entgegnete Nyfow, „aber auch was sonst vorkommt. Sollten Sie um einen Platz verlegen sein, können Sie sich an mich wenden; ich werde dann sehen, was ich für Sie thun kann.“

Obgleich Nyfow keine besonders wohlwollende Gefühle für Adam, der sich nicht imponiren ließ, nährte, konnte er sich doch nicht die Genugthuung versagen, ihm ein Anerbieten zu machen, wenn dieß nur in einem protegirenden Tone geschehen konnte.

„Wenn es für ein Billiges weggeht, kaufe ich vielleicht den ganzen Plunder“, fügte er hinzu, als er keine Antwort erhielt.

„Was ist das für ein Plunder, von dem Sie reden?“ fragte Adam trocken.

„Ich rede natürlich von dem Hause hier; wovon sollte ich sonst reden?“

„Ja so, Sie haben also die Absicht, das Haus zu kaufen?“

„Wundert Sie das?“

„Ja, offen gesagt wundere ich mich darüber. — Es würde mir um meinen alten Prinzipal doppelt leid thun.“

„So, also leid würde es Ihnen um Ihren alten Prinzipal thun? Sie sind ein köstlicher Kerl! — Daß dieser alte Hallunke bankrott wurde, geschah ihm ganz recht. — Im Uebrigen gefällt mir sein Haus sehr gut, es hat eine schöne Lage, ich glaube jedoch, daß ich die Südwestseite niederreißen werde; sie ist mir etwas zu alt.“

Adam blieb sprachlos vor Erstaunen stehen und sah ihn an. Daß dieser Narr dort stand und log, wie er meinte, das mochte noch sein; daß er aber das Unglück verhöhnste und Schimpfworte gegen seinen alten Prinzipal gebrauchte, das ging ihm zu weit.

„Ist es der Großirer Frank, den Sie einen alten Hallunken nannten?“

„Ja wohl, mein Freund, ihn meinte ich, und finden Sie Vergnügen daran, kann ich es gerne noch einmal sagen. Er ist ein alter Hallunke und ein grober Kerl dazu; nun werde ich ihm aber etwas Anderes lehren. Diesen Frank, der hier herumgegangen ist und sich aufgeblasen hat, möchte ich nicht einmal in meine Dienste nehmen.“

„Sie sind ein ausgemachter Schuft“, rief Adam zornig, der nicht mehr Herr seiner Gefühle war.

„Wenn ich morgen das Haus gekauft haben werde“, entgegnete Nyfow ruhig lächelnd, „so soll mein erstes Geschäft sein, Sie hinauswerfen zu lassen. Und wagen Sie nie, wiederzukommen —“

Da in diesem Augenblicke andere Neugierige eintraten, Adam aber kein Aufsehen erregen wollte, wandte er Nyfow den Rücken und ging hinaus. —

Am nächsten Tage wurde die Auktion abgehalten. Der große Saal war gedrängt voll Menschen und die Luft in demselben schwül und drückend. Auf einer Erhöhung stand ein Tisch, um welchen die Auktionsherren herumsaßen und die Versammlung übersehen.

„Zuerst wird das Haus und das Lager, jedes für sich ausgebaut“, rief der Auktionator laut; „sodann gemeinschaftlich. Es wird das Recht vorbehalten, dasjenige der Gebote anzunehmen, welches man für das beste hält.“

Darauf begann die Auktion. In einem der Zimmer, welche an den großen Saal stießen, wo die Auktion abgehalten wurde, hatte sich Nyfow einen Tisch und einige Stühle hinstellen lassen und saß hier in lebhafter Unterhaltung mit ein paar Engländern, welche ihm verschiedene Flaschen Wein leeren halfen. Sie hatten hier bereits eine Stunde vor Anfang der Auktion gegessen und waren schon ziemlich lebhaft.

„Sie sagen mir, wie hoch die Gebote gehen“, sagte Nyfow zu dem Manne, der ihnen aufwartete, „und wenn das Ganze gemeinschaftlich ausgebaut werden soll.“

Der Mann stellte sich in die Thür, während sie ihr Trinkgelag fortsetzten. Vom großen Saale her hörte man die volltönende Stimme des Auktionshalters, der unaufhörlich die Vortrefflichkeit der Waaren rühmte. Aber obgleich die Theilnehmer an der Auktion selbst einen großen Lärm machten, der noch durch den donnernden Ruf des Auktionators um Ruhe vermehrt wurde, so kam doch ein Augenblick, wo Nyfow und seine Freunde einen solchen Spektakel machten, daß sie die Anderen übertäubten.

„Ruhe da drinnen!“ rief der Auktionator.

„Bin ich es, zu dem Sie reden?“ rief Nyfow, der sich gleich darauf in der Thür zeigte.

„Stille!“ rief der Auktionator und donnerte auf den Tisch, „oder ich stelle die Auktion ein. — Wie dürfen Sie hier hereinkommen und Spektakel machen?“

„Wie können Sie sich unterstehen und auf diese Weise mit mir reden?“ entgegnete Nyfow aufgeregt. „Ist das vielleicht hier zu Lande Mode? Ich beabsichtige zu bieten und kann den ganzen Plunder kaufen und Sie mit, wenn ich Lust dazu habe.“

Damit schlug er sich auf die Brusttasche, um anzudeuten, daß er das nöthige Geld zu seinem Vorhaben besitze.

„Machen Sie Platz, meine Herrschaften, und lassen Sie den Herrn herein“, rief der Auktionator plötzlich besänftigt, „wenn Sie dort stehen und die Thür versperren, kann er ja nicht zum Bieten kommen.“

Die Menge, welche neugierig war, zu sehen, was jetzt kommen würde, machte willig Platz und herein trat Nyfow, während der Auktionator sich eifrig mit einem Manne unterhielt, der ihm zur Seite stand.

„Hier sind zwei Gebote gethan“, sagte der Auktionator; „eines auf das Haus und eines auf das Lager“. Er nannte die Summen. „Wollen Sie höher gehen?“

„Nein“, rief Nyfow, „fahren Sie nur fort!“

„So gehen wir dazu über, beide Theile auf einmal auszubieten.“

Im Anfange wurde ziemlich lebhaft geboten, als man aber eine Summe erreichte, welche einige tausend Thaler höher war, als die Summe der früheren Gebote, schwiegen alle still bis auf Nyfow und den Herrn, mit dem der Auktionator gesprochen hatte.

„Ich biete sechsundsechzigtausend“, sagte der fremde Herr.

„Siebenundsechzigtausend“, sagte Nyfow großprahlerisch.

„Achtundsechzigtausend“, rief der andere.

„Ein Tausend mehr“, rief Nyfow.

Die Spannung im Publikum wuchs bei diesem eifrigen Bieten und man war neugierig, wer von den beiden Rivalen den Sieg davontragen würde.

„Siebzigtausend“, sagte der fremde Herr nach einer Pause, während welcher er sich mit dem Auktionator unterhalten hatte. Es sah aus, als ob er nur den Preis in die

Höhe treibe und im Grunde bange sei, mit seinem Gebote hängen zu bleiben.

Nyskow kämpfte sichtlich mit sich selbst; er war an der Grenze angelangt bis zu der er gehen konnte. Zu theuer kaufen wollte er nicht, auf der andern Seite fühlte er aber auch seine Eitelkeit aufgestachelt.

„Nun denn“, sagte er, „ich biete einundsiebzigtausend.“

Da trat eine Pause ein. Der Auktionator unterhielt sich auf's Neue mit seinem Seltenmann, der sich indeß auf Nichts mehr einlassen wollte und offenbar froh war, bei dem Versuche mit heiler Haut davongekommen zu sein.

„Ich werde fünf Minuten warten“, sagte der Auktionator und legte seine Uhr auf den Tisch; die fünf Minuten vergingen, ohne daß Jemand höher bot.

„So sind das Haus und das Lager Ihr Eigenthum“, sagte er und zeigte auf Nyskow, „für einundsiebzigtausend Reichsthaler. Darf ich mir Ihren werthen Namen ausbitten?“

„Kaufmann Nyskow von London.“

„Haben Sie einen Bürger für die Summe?“

„Nein!“

„Nein? — Das ist eine fatale Geschichte — ich kenne Sie ja nicht.“

„Wozu bedarf es eines Bürgen“, entgegnete Nyskow stolz; „da ich baar zahlen werde?“

Der Auktionator verbeugte sich artig.

„Das ändert allerdings die Sache“, sagte er sehr höflich.

„Stehen Sie auf und lassen Sie Herrn Nyskow sitzen“, fügte er hinzu und entzog einem Schreiber den Stuhl.

Nyskow bestieg die Tribüne und als er eine Briefftasche hervorzog und die ganze Summe bezahlte, erhob sich sogar ein Beifallsmurmeln in der Versammlung.

„Das ist ein Mann, der Geld hat.“ — „Er ist geradewegs von Ostindien gekommen, wo er große Plantagen hat.“

„Er will nicht hier in der Stadt bleiben, sondern das Haus nur als eine Art Absteigequartier haben, wenn er nach Europa kommt.“

So wuchs der Ruhm des Herrn Nyskow in den wenigen Minuten, während welcher die Auktionsherren ihre Protokolle schlossen und ihres Weges gingen. Die Macht des Geldes zeigte sich hier in ihrer ganzen Größe und Nyskow konnte mit befriedigter Eitelkeit auf sich selbst blicken.

Während dieser ganzen Verhandlung war Adam gegenwärtig gewesen und hatte mit steigender Verwunderung Nyskow immer höher bieten hören. Er hatte es nur für leere Prahlerei gehalten, als er davon sprach, als Käufer aufzutreten und nun sah er mit seinen eigenen Augen, daß er sogar die ganze Kaufsumme ausbezahlte. Es war ihm ein Räthsel, wie Nyskow in so kurzer Zeit so reich geworden sein konnte.

„Er hat in der Lotterie gewonnen“, dachte er und ging hinauf in sein Zimmer, um seine Sachen zu holen. Auf der Treppe begegnete ihn Nyskow.

„Wie dürfen Sie sich unterstehen, hier herumzuschleichen?“ sagte dieser, „habe ich Ihnen nicht mein Haus verboten?“

„Ich hole nur, was mir gehört“, antwortete Adam mit erzwungener Ruhe.

„Sie haben hier nichts zu holen“, rief Nyskow und stellte sich ihm in den Weg. „Solche Art Leute, zu denen Sie gehören, läßt man nicht ohne Aufsicht im Hause herumlaufen.“

„Ich rathe Ihnen, aus dem Wege zu gehen“, antwortete Adam, „und mich nehmen zu lassen was mein ist!“

„Fort mit Ihnen und das auf der Stelle!“ rief Nyskow wüthend und hob die Hand gegen ihn, flog aber in demselben Augenblick die Treppen hinunter.

Ohne sich nach ihm umzusehen ging Adam hinauf und holte seine Sachen. Als er in den Hof hinabkam, stand Nyskow dort, vor Wuth schäumend.

„Wirf ihn zur Pforte hinaus“, rief er Franz's altem Hausknecht zu, der den Platz noch inne hatte; „wirf ihn hinaus, den Lump, sonst riecht er, was ihm in die Hände fällt!“

„Er riecht wahrhaftig Nichts“, sagte der Knecht mit einem verschmitzten Lächeln.

„Wirf ihn hinaus“, rief Nyskow noch mehr aufgebracht, „oder ich jage Dich aus dem Hause!“

„Das brauchen Sie nicht“, sagte der Knecht ganz ruhig stehen bleibend, „ich gehe von selbst.“

„Ich werde das Haus von allen diesen Gallunken reinigen“, sagte Nyskow, als er allein war. „Rauter neue Leute will ich engagiren. Die Disziplin muß aufrecht erhalten werden.“ —

Im Anfange erregte es einige Verwunderung, daß Franz's alter Commis das Eigenthum gekauft habe, aber auch dieses wurde bald vergessen und der neue Eigenthümer kam mit manchem der früheren Kunden des Hauses in Verbindung. Er führte ein strenges Regiment, vermochte aber nicht, sich beliebt zu machen. Es war nur ein Einziger vom ganzen Personal, welcher es bei ihm aushalten konnte und bei allen Gelegenheiten seine Partie nahm, weshalb er auch bei ihm in höchster Gunst stand. Es war dies ein älterer Mann, Namens Volbt.

Das hing so zusammen: Kurze Zeit, nachdem Nyskow das Eigenthum in Besitz genommen und das Geschäft in Gang gebracht hatte, meldete sich ein Mann von etwa fünfzig Jahren und fragte nach ihm, gerade als er im Comptoir stand und seinem Commis Ordres erteilte.

„Ist der Chef des Nyskow'schen Hauses zu sprechen?“ fragte er.

„Der Chef des Nyskow'schen Hauses bin ich“, sagte Nyskow, der noch nie so bezeichnet worden war, aber sich angenehm dadurch berührt fühlte. „Was wünschen Sie?“

„Offen gesprochen wünsche ich weder mehr noch weniger als in des Herrn Großvaters Dienste zu treten, falls Sie irgend eine Verwendung für mich sollten finden können.“

„Was können Sie?“

„Ich kann schreiben und rechnen und habe übrigens die Augen überall; sollte der Chef für einen zuverlässigen Hausmann Verwendung haben, so glaube ich wohl, daß ich meine Dienste anbieten könnte.“

Nyskow fand Gefallen an dem Manne, dessen Ehrerbietung dem „Chef“ gegenüber den andern als ein nützliches Beispiel dafür dienen konnte, wie man seinen Prinzipal anredet und im ganzen den Unterschied zwischen Herrn und Diener anerkennt.

„Wie heißen Sie?“

„Volbt.“

(Fortsetzung folgt.)

Fürst und Waidmann.

Historische Novelle von Ludwig Biernssen.

(Fortsetzung.)

Ein holdes Bild schwebte vor Fredelin's innerem Auge vorüber: er kannte den lieben Blondkopf, die herzbethörenden blauen Augen, den süßen, frischen Mund, den Liebreiz der schlanken, jugendlichen Gestalt; aber er wendete sich wie im Schmerz von ihr ab; ein dumpfes, unklares Gefühl von Pein überfiel ihn, seine Gedanken wirrten und wanden sich durcheinander. Tiefaufathmend schloß er die Augen, als könne er so den qualvollen Gebilden seiner Phantasie entgehen; aber unter den geschlossenen Lidern des regungslos und bleich Daliegenden drang Thräne auf Thräne hervor und glitt langsam und schwer über die hohlen Wangen hinab.

Tiefer senkte sich die Sonne und röthlicher wurde ihr Widerschein, der an der weiß getünchten Decke des Kammerleins spielte, da durchbrach ein Ton, wie wenn ein Wagen durch die tiefen, weichen Geleise des Waldweges dahinschliefte, die abendliche Stille. Bald klang auch das schwache Wiehern eines Pferdes zu Fredelin's Kammerfenster empor, und nicht lange darnach tappten langsame, bedächtige Tritte auf Flur und Treppe, bewegten tastende Finger prüfend die Klinken dieser und jener Thür, und murrende Laute, wie die eines vergeblich Suchenden, schlugen an Fredelin's aufhorchendes Ohr.

Näher und näher kam's, nun rührte es draußen am Schloß, die Thür öffnete sich, und eine Männergestalt, an Pelzkappe und Krückstock trotz der Dämmerung auf den ersten Blick kenntlich, erschien auf der Schwelle.

„Ohm Eide!“ flüsterte Fredelin, und streckte ihm hell-aufleuchtenden Antlitzes beide Hände entgegen; „Lieber Ohm Eide!“

Eilfertig humpelte der Alte auf das Lager zu, ließ sich ohne Umstände in den davor stehenden Holzsessel nieder und, beide Hände des Kranken fassend, aber bestimmt auf die Bettdecke niederdrückend, blickte er ihm, ohne ein Wort zu sprechen, lange forschend in das blasse, hagere Antlitz. Dann murmelte er allerlei Unverständliches in den grauen Bart, griff prüfend nach Hand, Puls und Herzschlag, und lehnte sich endlich nachdenklich in den Sessel zurück, den Kranken immer starr im Auge behaltend.

Diesem wurde das schweigsame Gebahren des Alten offenbar peinlich; er machte einen Versuch, sich aufzurichten, zu sprechen; aber sein wunderlicher Besucher verhinderte Beides durch unzweideutige Handbewegungen, und erst als Fredelin wieder warm und wohl zugedeckt dalag, begann er zu sprechen, aber nur halblaut und mehr zu sich selbst, als zu dem Kranken.

„So ist's recht,“ brummte er, den großen, grauborstigen Kopf billigend auf und nieder bewegend; „so ist's recht: stillliegen und das Sprechen anderen Leuten überlassen! Ja, ja, sieht sonst besser aus, als ich dachte. Meinte, die Pillendreher und Gistmischer hätten ihn schon schlimmer zugerichtet. Werden aber nicht sattisamt Zeit gehabt haben, ihr

Wetz' eottenb's zu End' zu führen. Nun, so kommen wir zu rechter Frist, und soll es, so der gnädige Gott und seine lieben Heiligen uns beistehen mögen, bald besser um den armen Jungen stehen. Wollen aber doch sehen, was sie dort für Teufelszeug zusammengemischt haben.“

Misträuisch nahm er die Phiole, die den bisher genossenen Heiltrank, ein braunes, dickflüssiges Elixir enthielt, vom Tische, öffnete den Korken, heroch sie, schnob unwillig, setzte die Phiole an den Mund und nahm einen kleinen Zug daraus, den er, die Augen zur Kammerdecke emporgeschlagen, prüfend auf der Zunge zergehen ließ.

Doch diese Probe mußte nicht zu Gunsten des verordneten Leibmedicus ausgefallen sein; denn ohne den Trank hinunter zu schlucken, stand der Alte langsam und bedächtig vom Stuhle auf, öffnete Vorhang und Fenster und spie die heilkräftige Flüssigkeit mit außerordentlicher Energie in den Krautgarten hinab.

„Pfui Teufel!“ fluchte er hinterher, mit dem Rockärmel über die grimmig verzogenen Lippen fahrend, „pfui Teufel noch einmal! Das ist ja ein Geföß, um junge Hunde zu vergiften; nun freilich, da wundert's mich nicht, daß es nicht vorwärts will mit dem armen Knaben.“

Bornig schleuderte er nun auch die Phiole selbst zum Fenster hinaus, daß sie am Stamm des Apfelbaums zerbrach, fuhr dann suchend im Kammerlein umher, und erst als er weder auf dem Tisch vor dem Bette, noch sonst wo außer einem Töpfchen voll Brodwasser irgend andere medicinisch aussehende Getränke oder Heilmittel hatte entdecken können, beruhigte sich sein Gemüth, und mit einer Art von grümmiger Zufriedenheit ließ er sich wieder in den Holzsessel fallen, grübelnd vor sich hinstarrend und die Gedanken, die ihm durch den Sinn fahren mochten, mit häufigem Nicken des Kopfes begleitend.

Noch einmal machte Fredelin einen schwachen Versuch, ihn anzureden, ihn über die Gründe seines Kommens zu befragen; derselbe scheiterte abermals an dem energischen Widerstande des eigenwilligen Alten, der entschlossen schien, eine tyrannische Herrschaft im Kammerlein an sich zu reißen.

„Weißt Alles, was Du sagen willst, mein Bub,“ erwiderte er abwehrend, indem er den Kopfschmerz des Kranken bequemer zurecht rückte und ihm die feuchten Haare aus der Stirn strich — „brauchst nicht den Mund aufzuthun, kann mir Alles denken. Und was Dir zu wissen frommt, erzähl' ich Dir seiner Zeit freiwillig, da bedarf's keiner unnützen Fragen. Zum Exempel: ich geh' anjetzt auf kurze Weile von Dir, im Wald ein paar Kräutlein zu holen, die hier in der Nähe stehen müssen. Daraus loch' ich Dir in der braven Försterin Küche ein Tränklein, daß Dir besser gedeihen soll, als das Teufelszeug der Pillendreher, mit dem ich da eben die Kopfköp' begossen hab'. Hast Du das fein gut und folgsam zu Dir genommen, so wirst Du einen gar köstlichen Schlaf thun, derweil' ich an Deinem Bettlein sitze und in

diesem guten Behnstuhle meiner Ruhe pflege; und morgen sollst Du mir dann aus anderen Augen schauen, so wahr ich Eide Segeband heiße und nicht eher von Deinem Lager weiche, als bis Du so munter und frisch bist, wie ein Fisch im Wasser. So! und nun lieg' fein still und geruhig und harre meiner Wiederkehr. Es soll noch Alles gut werden."

Nach diesen Worten, die der Alte mit Nachdruck und unerschütterlicher Zuversicht gesprochen, humpelte er zum Kämmerlein hinaus und ließ Fredelin in einer aus Freude und Hoffnung gemischten Stimmung zurück.

Sein bedrücktes Gemüth hob sich wieder; kam er sich doch nicht mehr verlassen und vergessen vor, wie noch kurz zuvor; ja, es war ihm, als habe der unerwartete Besuch des Alten selbst körperlich kräftigend auf ihn gewirkt. Prüfend erhob er den rechten, sehr abgezehrten Arm, hielt ihn ein paar Sekunden gerade und frei empor und freute sich, daß er nicht so gar sehr zitterte; mit einem Seufzer wehmüthiger Befriedigung ließ er ihn wieder auf die Decke nieder sinken.

Leise, leise stieg noch einmal ein süßes Bild vor ihm auf; aber diesmal wendete er nicht schmerzlichen Sinn und Auge davon ab. Hoffnung, des Sterblichen süßeste Labung, dämmerte in ihm auf, senkte sich wie ein kühler, erquickender Thau auf seine heiße Stirn und wob einen milden Schleier um seine schlaflosen Augen; selig lächelnd träumte er in sanftem Schlummer hinüber.

Dehntes Kapitel.

Die Ueberraschung der alten Försterin, als sie, aus der Koppel zurückkehrend, ein Gefährt auf dem Hofe und ein kleines dunkles Roß neben dem dicken Braunen ihres Mannes im Stall vorfand, war kaum geringer, als die des Hausherrn selbst, da er auf dem Heimwege nach der Försterei, am Rande des Eisbruches, einen graubaarigen, weibmännlich aussehenden Mann dahinschleichen sah und näherkommend in dem Kräutersammler seinen alten Freund und einstigen Genossen Eide Segeband erkannte. Wie kräftig war da der Händedruck der beiden Alten, wie warm die Begrüßung, wie herzlich jedes Wort, das unter den lange Getrennten ausgetauscht wurde. Eide erzählte auch in aller Kürze, wie er durch die rückkehrenden Jäger von Fredelin's schwerer Erkrankung vernommen und dem Wunsche, ihn selbst zu sehen und zu pflegen, nicht habe widerstehen können; daß um Quartier im Forsthaufe, bis der Kranke würde nach Stettin transportirt werden können, und erhielt die bereitwilligste Zusage: ja der alte Förster freute sich doppelt über den unverhofften Besuch des Jugendfreundes, weil er sich von dessen erprobter Heilkunde in allerlei Siechthum und Schwachheit auch für den armen Fredelin den besten Nutzen versprach.

Diese Erwartung sollte nicht getäuscht werden. Schon das bloße Erscheinen des Alten hatte, wie wir sahen, auf den Kranken beruhigend und erfreuend gewirkt; mehr noch thaten dies seine sorglich bereiteten Heilmittel, seine umsichtige, unermüdbliche Pflege bei Tag und bei Nacht und manches gute, hoffnungserregende Wort, womit er dem Gebeugten, der ihm bald seine ganze Noth geklagt, das kranke Herz stärkte.

"Sei Du nur unverzagt, mein Bub!" das war immer der Refrain seiner Rede und Erzählung; „faß einen frischen,

fröhlichen Jägermuth, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir Beide nicht noch Alles in's richtige Geleise brächten. Ist doch kein Tag dem andern gleich, so macht auch der eine gut, was der andere verschuldet, und wenn etwas heute düster scheint, wie die Nacht, morgen schon ist es oft hell, wie die liebe Sonne."

Solche Reden ermunterten den armen Knaben gar sehr, und fast jeder Tag führte eine merklliche Besserung im Befinden desselben herbei; er genas langsam, aber stetig, und kaum eine Woche nach des alten Freundes Ankunft konnte man schon daran denken, den Jüngling aufzupacken und nach Stettin zu schaffen, da, abgesehen von anderen Gründen, nach Eide's Meinung eine Luftveränderung seine Genesung vollends herbeiführen würde.

Es war ein schöner, stiller Sommermorgen, als Fredelin, von seinen liebsten Wirthen, Förster und Försterin, namentlich aber auch von dem treuen, barmherzigen Forstknecht, dem er so viel Dank schuldete, gerührten Abschied nahm und schwankenden Fußes zum ersten Mal wieder vor das Hausthor hinaus in das Freie trat, wo das kleine Gefährt, das den Ohm Eide hierher gebracht hatte, seiner harnte.

Mit herzlichster Theilnahme gaben ihm die freumblichen Förstersleute bis zum Wagen das Geleite, und unter ihren Segenswünschen rollten sie endlich dahin, der alte Segeband Zügel und Peitsche führend und mit den Bügeln des Waldes in die Wette pfessend vor innerer Fröhlichkeit, daß er „seinen Jungen“, wie er sich ausdrückte, dem Knochenmann noch einmal abgejagt; dieser selbst bleich und matt, aber selig lächelnd hinten im Wagen in's weiche Stroh zurückgelehnt und den sonnigen Morgen mit allen Sinnen in sich hinein saugend. So zogen sie wohlgemuth in's Land hinein und ließen Dorf auf Dorf und Meile auf Meile hinter sich, bis sie endlich, da sie bei Möhringen die große Heerstraße betraten, die Thürme von Stettin vor sich aufsteigen sahen.

Das war ein Anblick, der Fredelin's Herz fast stürmisch schlagen machte und ihm ein feuriges Roth in die blassen Wangen trieb; aber diese Empfindungen machten bald anderen, weniger erfreulichen Platz, und einen ängstlichen Blick auf den Alten richtend, der wohlgemuth um sich blickte und fast jedem Vorübergehenden ein Scherzwort zurief, hob er sorgenvoll an:

"Wie werden wir Alles finden, Ohm Eide? Was meint Ihr? — —"

"Run, ich denke, gut," erwiderte der Alte gleichmüthig, „vorherhand bring' ich Dich in Dein Quartier auf dem Jägerhofe, stelle meinem Nachbar Ganzkow sein Gefährt wieder zu und spreche einmal bei der Frau Wase ein, um zu sehen, wie es den Frauenzimmern derweil' ergangen ist; horche dann auch bei Balzer Ghodete, meinem alten Freunde, vor, wie es um den Herzog steht und was er dormalen treibt, und bringe auf den Abend auch Dir ein wenig Nachricht von alledem. Da sprechen wir dann in aller Ruhe ein Näheres über das, was weiter geschehen muß."

Fredelin antwortete nicht; aber sein dankbarer Blick traf den Alten warm und innig, und auf sein Lager sich zurücklehrend, versank er in tiefes Sinnen. So langte man endlich in der Stadt an, der alte Waldmann lenkte das Gefährt nach dem Jägerhofe, und bald sah sich Fredelin von einer Schaar von Forstbediensteten umgeben, die, aus allen Thüren des alten Gebäudes hervoreilend, den Genesenen freundlich begrüßten und zu seiner Wiederherstellung Glück wünschten.

Selbst sein alter Lehrmeister, der Förster Widstock, kam die Stiegen herab, dem bleichen Jünglinge, dem bei so viel Theilnahme die Thränen in die Augen traten, auch ein paar herzliche Worte des Willkommens zuzurufen und ihn mit den Anderen in ein so lange verödetes Kämmerlein zu geleiten.

Eide Segaband überließ ihn hier ihren Händen und fuhr unter Wiederholung seines Versprechens, noch vor Nacht wiederkommen und dann bei ihm zu bleiben, davon; auch ihn verlangte es, nach so langer Zeit „seinen eigenen Bau einmal wieder zu befahren“ und sich auf der alten lederbeschlagenen Bank vor dem Kamin auszustrecken, wo es sich doch besser ruhe, als irgendwo sonst auf der Welt.

Man mußte ihn sehen, mit welcher Hast er, kaum daß er das Gefährt abgegeben, seiner Hütte zuhumpelte; wie er mit fast zitternden Händen Schloß und Riegel an der Thürpforte zurückhob, und nun in den halbdunklen, wüsten Raum mit so ungeduld'ger Eile hineinstolperte, als könne er es nicht erwarten, die alte eisenbeschlagnene Thür zwischen sich und der Welt da draußen zuzwerfen; man mußte ihn beobachten, wie er prüfenden Auges, murmelnd und händereibend in dem düsteren Wohnraum hin und her stelte, befriedigte Blicke über all' den Wirrsal, der dort aufgehäuft, dahin gleiten ließ, ein Feuer im Kamin ansachte und sich dann, nachdem er einen großen Holzkrug mit starkem Stettiner Bier gefüllt, wonnig lächelnd auf das harte Lager ausstreckte, um den Grad seiner Bärtlichkeit für Fredelin begreifen zu können, um dessen willen er ohne Bögern auf Wochen all' diesem Behagen entsagt und sich den Mühen und Beschwerden einer Krankenpflege bei fremden Leuten willig unterzogen hatte.

Wohl eine Stunde lang lag der alte wunderliche Rauz fast unbeweglich da und genoß die Freude, wieder daheim zu sein, in seiner eigenthümlich einsiedlerischen Weise, während ihm gegenüber auf der hohen Lehne eines Armstuhls der Rabe saß, den der Nachbar Ganglow, sein Pfleger, inzwischen gebracht hatte, eben so unbeweglich fast, wie sein Herr, und den Dallegenden aus funkelnden, immer wachen Augen, unverwandelt anstierend. Trank der Alte von Zeit zu Zeit in langen, tiefen Zügen aus dem Krüge, so machte der Rabe, fast ohne den Schnabel zu rühren, ernsthaft „gluck-gluck-gluck“ dazu und schloß mit einem schlürfenden Laut, als sauge er die Tropfen aus dem feuchten Bart; setzte der Alte den Krug wieder auf die Tischplatte, so stieß der Vogel einen stöhnenden Laut der Befriedigung aus, und als sich schließlich einmal bei abermaligem Angriff das riesige Gefäß zu Eide's unangenehmer Ueberraschung als leer erwies, gab der Rabe seine Theilnahme an diesem Mißgeschick durch ein langgezogenes, bedauerndes Pfeifen zu erkennen.

Aber es war auch keine Zeit mehr, zu gehen und zu ruhen, wollte anders der Alte sein dem Kranken gegebenes Wort halten; so raffte er sich denn brummend von seiner Lagerstätte auf und, nachdem er im Kamin die zusammengefunkenen Brände zum Berlischen auseinander gezerrt hatte, verließ er abermals seine Hütte und humpelte zunächst über die Straße dem Gartenspörtchen zu, das zu Frau Gertrud's Wohnung führte.

Die Zeit verging, es war schon spät Abends, und der Mond hing voll und glänzend über dem Jägerhofe, die Dächer, Vorsprünge und Freitreppen an dem alten Bau mit phantastischem Licht überlegend, als die Hunde im Zwinger die Schritte eines späten Besuchers mit lautem Geheul

signalfürten, und der alte Eide, auf seinen Krückstock gestützt und schwerfälliger, als er sonst wohl pflegte, in Fredelin's Kämmerlein eintrat.

Es war still und einsam drinnen, die Freunde und Genossen waren allgemach verschwunden, wie der Dienst oder andere Geschäfte sie forderten, und der kaum Genesene, den die Anstrengung der Reise und die Unruhe der ersten Begrüßung heftig angegriffen hatte, lag matt und unruhig träumend auf seinem Lager: da schreckte ihn das Knarren der Thür empor und, wie erleichtert durch Eide's Anblick, streckte er ihm, noch halb schlaftrunken, die Hand entgegen.

„Ihr seid's, Ohm Eide?“ stammelte er, sich ermunternd, und lehnte sein Haupt an die Wand. „Gott sei gedankt, daß Ihr mich wedet; ich habe furchtbar geträumt, und mein Herz klopft, als wollte es mir den Athem benehmen. Seid tausendmal willkommen und laßt Euch nieder. Fürwahr, ich bin herzlich froh, Euch hier zu sehen.“

Der Alte war vollends eingetreten, hatte die ihm dargebotene Hand des Jünglings kurz, aber warm gedrückt und war still in den Sessel gesunken, der zur Seite des Bettes stand. Hier saß er einige Sekunden lang, ängstlich beobachtet von seinem jungen Freunde, stumm und ernst da, das Kinn auf den Krückstock gestützt und die Augen nachdenklich in's Weite gerichtet, aus dem niederen, kleinen Fensterlein hinaus in die Nacht, wo das Mondlicht auf den Dächern lag, und jeder Pfeiler, jeder Erker gespenstige Schatten über die Steinplatten des Hofes hinwarf. In seinen alten, verwitterten Gesichtszügen suchte und arbeitete es eigenthümlich, und von Zeit zu Zeit holte er tief und gewaltsam Athem.

Fredelin hörte ihn aus seiner sinnenden Stimmung mit keiner drängenden Frage auf; er wußte zu wohl, daß der Alte das nicht liebte, fühlte sich aber unendlich erleichtert, als derselbe aus eigenem Antriebe das Schweigen endlich brach und sich zu ihm wendete.

„Also geträumt hast Du?“ begann er mit einem ernsten Blick auf das blasser und erregte Antlitz des Jünglings, „geträumt, und übel? Wie?“

„Ja, Ohm,“ entgegnete Fredelin feuszend, „wüß und schauerlich! Doch laßt es nun gut sein; mir heßt noch das Herz nach, und ich möcht' nicht fürder davon reden.“

„Recht!“ sprach der Alte, den grauen Kopf wiegend. „Geschieht doch auch tagtäglich noch so viel Wüßes und Schauerliches, wofür einem das Haar aufsteht und die Wangen bleich wird, daß man der Träume billig entrathen mag.“

Fredelin horchte ängstlich auf. Der Ton des Alten war so unheildrohend, seine ganze Haltung wie schwer bedrückt: ein lähmender Schrecken befiel ihn.

„Wovon redet Ihr, Ohm?“ forschte er zagend. „Ist ein Unglück geschehen, wie? Und betrifft es sie, betrifft es Nichts? Sprecht, ich flehe Euch an!“

„Nein, nein, mein Knab,“ entgegnete der Alte hastig, seine Aeußerung bedauernd, da er des Jünglings Erschütterung sah, „nichts davon. Sah sie noch heute und sprach mit ihr; sie ist munter wie ein Rehlälchen und denkt Dein' in Lieb' und Treue.“

„Sagte sie es?“ fiel Fredelin, alles Andere vergessend, dem Alten in die Rede, und eine warme Röthe stieg ihm in die bleichen Wangen.

„Nun, nein!“ lachte dieser, „aber ich traf sie einen Augenblick allein am Herd und erzähl' ihr von Deiner Krankheit, da ward sie bald bleich, bald roth und v. . . .“

schier jedes meiner Worte; da ich ihr aber weiter von Deiner Genesung sag' und wie ich Dich mit her geführt, und daß Du bald wieder zu Noß sitzen könntest, wie vordem, da lachte und weinte sie in einem Athem und drückte meine Hand an ihre Brust und sah mich so lieblich und feurig zugleich an, daß es mir schier verwunderlich war. „Ohm Eide,“ sagte sie, und die Wange brannt' ihr wie Feuer, „lieber Ohm Eide, das vergeß ich Euch Zeit meines Lebens nicht.“ — Nun, wie gefällt Dir das, mein Bub? He?

„Gut, Ohm!“ flüsterte Fredelin, das Haupt in die Kissen zurückgelehnt, und die Stimme bebte ihm ein wenig; dann fuhr er nach einer Pause in festerem Tone fort: „Sahst Ihr auch die Mutter und gehet es Ihr besser?“

Der Alte zog die Stirn kraus und erwiderte mürrisch:

„Nun freilich hab' ich sie gesehen; hätt' ja sonst nicht meinen rechtschaffenen täglichen Merger gehabt! — Hol' der Rufuf die Weibseut'; wem zu wohl ist, der nehm' ein's!“

„Spracht Ihr dort von mir, Ohm?“ begann Fredelin nach einer Pause, während welcher der Alte ingrimmig mit seinem Krüdstock den Fußboden des Kammerleins bearbeitete.

„Nuch das!“ war die Antwort. „Dacht' es recht geschickt anzufangen, und erzählt' ihr von Deiner Krankheit, ihr Mitgefühl zu erregen; wie denn Weibseut' gar gern eines hübschen jungen Burschen sich erbarmen lassen, zumal wenn er fleh und schwach ist. Aber damit war es auch nichts. Denn da ich fortfuhr und ihr vorstellig machte, wie es Dir gar mächtig frommen und ausschelfen würde, wenn Du eine rechte Freude genießen könntest, etwan daß die Frau Was ihr Ja und Amen sag' zu fröhlichem Verspruch mit ihrem Töchterlein, auf daß Ihr endlich Eurer Liebe froh würdet, da sah sie mich halb unwirsch, halb verlegen seitlings an, nestelte an ihrem Fürtuch und fuhr endlich heraus: „Hat er denn nunmehr Haus und Hof und ein genugsam Aemtlein, davon er ein Weib erhalten möcht?“ — „Nein, sag' ich, Frau Was; doch wird er es mit Gottes Hilfe nunmehr bald erlangen. Da fiel die alte Muhme, die inzwischen unvermerkt in's Stübchen eingeschlichen war und gehorcht hatte, hämisch lachend ein: „Ja, freilich, am Nimmermehrstage! Nein, Wase Gertrud, haltet immer fest! Wo der Kessel über'm Herde hängt, da freit es sich am Besten. Wer von der Hoffnung leben soll, stirbt an den Fasten. Wir wissen, was wir wissen.“ — Nun bestiel mich denn eine unbändige Wuth, da ich die alte Hege so umherlauern und krächzen hör', und ich gerieth ob der höhnischen Worte schier außer mir. Weiß Gott, was ich ihr für Widerred' in die Zähne warf, aber meine Meinung war's, mein Junge, und kam derb heraus, das versichere ich Dir, ob auch die beiden Weiber Peter schreien, daß ich so zornmüthig sei. Stieß mich Alles das nicht ansechten, sondern packte aus, was ich wußte und mochte, und warnte sie auch, ihren rothhaarigen Duden, den Holschnitzler, mir aus dem Wege zu halten. Ein Wort für alle schrie ich ihr am End' zu. Seh' ich, daß das trumme Gespenst die Finger nach dem Mädchen, der Nischja, ausstreckt und sein braunes Maul nach ihr schleckt, beim heiligen Regibius, so will ich ihn mit diesem Kreuzdorn abwalzen, bis er einen weißen Hund für einen Bäderstknecht ansieht! Damit fuhr ich zum Stüblein hinaus und warf die Thür hinter mir zu, daß der Lehm von der Wand fiel.“

Fredelin seufzte und sah traurig vor sich hin. „Ja,

ja,“ sagte er endlich, „Armuth ist ein unwerther Gast; Niemand will ihm die Hand reichen! So schwindet immer mehr die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang. Was soll ich, o, was soll ich beginnen? Da lieg' ich nun, fleh und schwach und lebe von anderer Menschen Gütthaten; ja, ich weiß nicht einmal, — wenn ich überall je wieder rüstig und brauchbar sein werb', — ob meines gestrengen Herrn bitterer Zorn und Ungunst mir vergönnen, in den bisher versehenen Dienst wieder einzutreten, oder ob ich gar verwiesen und verworfen bin. Könn' ich nur dieser Ungewißheit ledig werden; sie drückt mir das Herz zusammen und macht mich unmäßen elend.“

„Neb' nicht so, mein Junge, ich bitte Dich, reb' nicht so!“ fiel der Alte unruhig ein. „Wie könn' der Fürst Dich aus der Jägerei entlassen, Dich, seinen besten und treuesten Dienstmann! Fürwahr, er schädigte sich selbst damit und hätte Niemand an Deine Stelle zu setzen. Ich glaub' es nimmermehr.“

„Hättet Ihr ihn gesehen,“ entgegnete Fredelin ernst und noch in der Rückerinnerung schauernd, „hättet Ihr ihn gesehen, Ohm, an jenem unseligen Abend im Forst, wie fürchthar er in seinem Zorn war, wie er meine flehentliche Bitte so wild zurückwies, und da ich, fast verzweifeln, bei der Liebe von Mutter und Gattin ihn noch einmal beschwor, sogar das Waibmesser auf mich zücken wollte: fürwahr, Ihr würdet es glaublich finden, daß er mich nimmer wieder vor Augen sehen mag und — wer weiß, wie bald — aus Dienst und Brod entläßt. Ich muß mich des Schlimmsten versehen.“

Der Alte blickte dem tief erregten Jünglinge einige Augenblicke traurig in das bleiche, abgehärmte Antlitz und sprach dann in sorgenvollem Tone, aus dem wenig Zuversicht mehr hervorklang:

„Es war ein unglücklicher Tag, den Du zu Deinem Ansuchen suchtest, mein armer Junge, und mich wunder's nicht mehr, daß es Dir so übel darüber erging. Dein schlimmster Feind hätte Dir Zeit und Worte nicht ärger wählen können, und wenn er Monden lang darob gesonnen. Das sei Gott geklagt!“

Der Jüngling blickte den Alten betroffen an.

„Wie meint Ihr das, Ohm? Was ist es mit dem Tage und meinen Worten? Niethet Ihr mir nicht selbst, sobald ich des Fürsten im Forst ansichtig würde und Gelegenheit hätte, ihn unverzagt anzutreten und meines Herzens Noth ihm zu vertrauen. Was that ich denn nun Ungebührliches?“

Der Alte antwortete nicht gleich; es war, als reute es ihn, so viel gesprochen zu haben, und die Heftigkeit, mit der er seinen eisenbeschlagenen Krüdstock in den Fußboden bohrte, so wie ein eigenthümlich wetterleuchtendes Zucken in den Falten und Runzeln des alten ehrlichen Antlitzes bekundete eine ungewöhnliche Ruhe seines Gemüthes.

„Daß es gut sein für heute,“ sprach er endlich beschwichtigend, „Du regst Dich mehr auf, als Dir gut ist, und Deine Schlafenszeit ist längst da. Willst Du bald wieder ein ganzer Kerl sein, der ein hauend Schwein auslaufen läßt, ohne auch nur vom Fleck zu wanken, so darfst Du die halbe Nacht jetzt nicht verplaudern. Schlaf nährt den Schwachen mehr, als Speise und Trank. Früh aufsteh'n und früh zur Ruh', schließt der Krankheit die Thüre zu.“ (Fortf. folgt.)

Pseudereien am Ramin.

Von den Affisen des Finstern ist jüngst ein Schwindler verurtheilt worden, dessen Lebenslauf einen vollständigen Abenteuer-Roman bildet. Ernest Leveille, vierzig Jahre alt, ist Seemann, Soldat, Priester, Lazarist, Professor, Jesuiten-Novize, Börsenspeculant gewesen, hat drei oder vier Orden, ist in der ganzen Welt herumgekommen und ein wohlberedeter Mann von Bildung und Energie. Er hat seine Bildung im College Louis le Grand zu Paris erhalten, ist mit sechszehn Jahren Matrose in der Kriegsmarine geworden und als solcher in Californien und Japan gewesen. Dann hat er den Seebienst verlassen und ist Soldat im 2. Pionier-Regiment zu Metz geworden. Beim Ausbruche des orientalischen Krieges trat er zur Infanterie über und ging mit nach der Krim. Leicht verwundet und krank, kam er in's Hospital zu Constantinopel, desertirte und trat dann bei einem türkischen Freicorps ein. Nach Ende des Krieges trieb er sich vier Jahre lang in Kleinasien herum; dann nach Constantinopel zurückgekehrt, lernte er den apostolischen Prädicanten der orientalischen Lazaristen kennen, trat in ein Collegium derselben ein, machte seine theologischen Studien, ward in den Orden aufgenommen und zum Priester geweiht. Dann ward er nach Smyrna gesandt, um das dortige Lazaristen-Collegium zu reorganisiren, kam nach Constantinopel zurück und hatte unaufgeklärte nähere Beziehungen mit dem französischen Gesandten Marquis de Moustier und der diplomatischen Welt daselbst. 1869 geht er nach Frankreich zurück und tritt bei den Jesuiten ein, die ihn zuerst in ihr Noviziat in Angers und dann in's Collegium zu Vannes schicken, wo er zugleich als Professor der lebenden Sprachen wirkt. Er giebt sich dort für einen Artillerie-Officier außer Dienst und Ritter der Ehrenlegion aus und genießt großes Ansehen in der Stadt, besonders auch bei den Damen und als Beichtvater. Während des Krieges hat er sich bei den Ambulanzen vom rothen Kreuz betheiligt. Nach Vannes zurückgekehrt, hat er intime Beziehungen zu einigen Damen. 1871 geht er wieder zu den Lazaristen, die ihn als Professor in ihr Kloster zu Montpellier schicken; dort fällt der Verdacht auf ihn, 12.000 Fr. gestohlen zu haben; er geht dann nach Brasilien, wird aber aus dem Orden ausgestoßen und kehrt nach Frankreich zurück, reist dann in Italien und kommt endlich nach Belgien, wo ihn ein alter Dorfpastor bei Charleroi als Hilfspriester annimmt. Dieser stiehlt er 18.000 Fr. in Papieren und zieht sich dann nach Neutilly zurück, wo er sich für einen ehemaligen Marineofficier ausgibt und Duffard de Béga nennt. Er lebt dort mit einem jungen Frauenzimmer, mit welchem er die Seebäder bereist; diese Person ist aber nachher verschwunden und Leveille behauptet, sie sei in ein Kloster gegangen. An der Börse speculirend, verliert er den größten Theil des gestohlenen Geldes, zieht sich nach einem kleinen Orte bei Morlaix zurück, wo er die intime Bekanntschaft der Postempfängerin macht. Dieser stiehlt er vier Postmandate, die er ausfüllt und darauf 1180 Fr. erhebt. Bei diesem letzten Abenteuer wird er aber ertappt und vor Gericht gestellt. Er gesteht Alles ganz offen ein, hält eine schöne reumüthige Rede und wird zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit verurtheilt, was er mit dem größten Gleichmuth hinnimmt.

Eine interessante Scene ereignete sich vor Kurzem auf dem Hamburger Bahnhof in Berlin. Vor mehreren Jahren wurde einem jungen Mädchen von seiner Herrschaft, welche sich nach America begeben wollte, das Anerbieten gemacht, mit ihr über das Meer zu gehen. Das Mädchen, das eine alte Mutter und arme Verwandte besaß, nahm auf den Rath derselben das Anerbieten an und begleitete ihre Dienstherrschaft. Längere Zeit blieb sie bei derselben, verließ sie jedoch schließlich, als ihr von einer englischen Familie eine bessere Stellung angeboten wurde. Ab und zu bekamen Mutter und Verwandte Briefe von dem jungen Mädchen, öfters die alte Frau auch aus den Ersparnissen der Tochter kleinere Geldunterstützungen. Vor einiger Zeit nun erhielten die Angehörigen hier die Nachricht, daß das Mädchen sich mit einem Gentleman verheirathet und mit demselben ein kleines Public-house in Galveston

errichtet habe. Nachdem sie dasselbe aber bald darauf wieder aufgegeben, hatte der Mann den Plan gefaßt, mit seiner Frau sich nach Deutschland zu begeben, um hier entweder ein Restaurations-Geschäft zu entrichten, oder von den Zinsen der gemachten Ersparnisse zu leben. Diesem Schreiben war ein Wechsel an die alte Frau, über 100 Pfund, auf einen Berliner Banquier, beigelegt, mit dem Bemerkten, daß die alte Mutter im Beistande anderer Angehöriger für das junge Ehepaar eine Wohnung mietken und dieselbe einrichten solle. Dies geschah denn auch. Vor einigen Tagen, — die Mutter war von Hamburg aus per Telegramm von der Ankunft in Berlin benachrichtigt worden, — traf denn auch der Courier-Zug Nachmittags auf dem Hamburger Bahnhof in Berlin ein. Das Mutterauge erkannte sofort in einer fein gekleideten Frau ihr Kind, auch die Tochter erkannte in der vor ihr stehenden gebeugten Gestalt die alte Mutter. Nachdem sich die beiden Frauen aufs Herlichste begrüßt, verlangten nun auch die Angehörigen den Mann zu sehen, denn der neben der jungen Frau stehende Herr konnte doch unmöglich der Gatte sein; und doch wies die Frau auf den Herrn, der in gebrochenem Deutsch die Familie begrüßte. Doch das Erstaunen der Berliner Angehörigen war auch ein gerechtfertigtes, denn der Gatte ist ein höchst elegant aussehender Neger, von dessen Abstammung die Frau in dem Briefe an ihre Mutter nichts erwähnt hatte. Seine Frau hatte denselben bei einer sehr reichen deutsch-amerikanischen Familie, bei der er die Stelle eines Major domus bekleidete, kennen gelernt, während sie dort einige Zeit als Wirthschafterin beschäftigt gewesen war.

In einer Bank zu St. Louis wurde kürzlich ein origineller Spitzhubenstreich versucht, der den Beweis giebt, daß die Wissenschaft der Entomologie auch unter den Dieben ihre Verehrer hat. Als gerade alle Angestellten ziemlich beschäftigt waren, fanden sich unter den um den Schalter versammelten Kunden auch zwei Fremde ein, die zu warten schienen, bis sich der Andrang verlaufen habe. Sie standen dicht an der mannshohen Glaschranke, die in Banklocalen das für die Angestellten reservirte Sanctum von den äußeren Räumen trennt. Plötzlich bemerkte einer der Angestellten, daß sich ein Packet Papiergeld, welches nicht weit von ihm auf dem Tische lag, wie von unsichtbarer Kraft bewegt, in die Höhe hob; er griff mechanisch danach und bekam dabei etwas Krabbelndes zu fassen. Die beiden Fremden entfernten sich eilig. Eine Untersuchung ergab, daß das Packet Papiergeld von einem großen Käfer gepackt und festgehalten war. An dem Käfer befand sich ein dünner, jedoch starker Faden. Die Diebe hatten offenbar die Eigenschaft des Käfers, der außerordentliche Kraft in seinen Fängen und Klauen hat und sich damit fest anzuklammern pflegt, gekannt und darauf ihren Plan gebaut. Sie hatten ihn an einen Faden gebunden, über die Schranke geworfen, an einer Stelle, wo jenes Geldpacket lag. Wäre ihr Manöver nicht zufällig bemerkt worden, so hätten sie mittels des Fadens und des Käfers das Geldpacket über die Schranke hinübergezogen, und Niemand hätte begriffen, wo es hingekommen sei. Der Käfer heißt mit seinem naturwissenschaftlichen Namen Plectodora scalarator, ist ein großer Bockkäfer, weiß gefärbt mit schwarzen Strichen und hat ungewöhnlich starke Fängen und Klauen, mit denen er sofort, sowie er mit etwas Fremden in Berührung kommt, zubeißt und zugreift.

Ein Deserteur war zum Strange verurtheilt. Als er schon auf der Leiter stand und der Henker dieselbe fortzog, riß der Strick und der Delinquent fiel zur Erde. — „Na, so was ist mir doch in meinem ganzen Leben noch nicht passiert!“ brummte der Henker. — „Ich muß gestehen, mir auch nicht!“ sagte der Soldat und ließ sich ruhig einen neuen Strick umbinden.